Aus
Nord und Süd.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Jahrgang 1914.



Herrnhut.
Verlag der Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität.

Inhalt

von „Aus Nord und Süd", Jahrgang 1914.

I. Allgemeines.

Eingangsbetrachtungen. Aus anderen Missionen. Rätsel.

II. Erzählungen und Schilderungen aus den Missionsgebieten der Brüdergemeine.

1. Amerika.

2. Afrika.

3. Asien.

4. Australien.

* * *

III. Mission und Krieg.

IV. Abbildungen.

Druck von Gustav Winter in Herrnhut.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 1. Januar 1914. 15. Jahrgang.

Liebe.

1. Joh. 4, 7 und 8: Ihr Lieben, lasset uns unter einander lieb haben. Die Liebe ist von Gott. Wer nicht lieb hat, der kennet Gott nicht; denn Gott ist die Liebe.

Wir kommen von dem Feste der Liebe, von Weihnachten, das uns die Geburt dessen predigt, von dem sein Apostel schrieb: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab.“ Ja Gott ist die Liebe, und Gottes Sohn kam, nicht um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen, um zu suchen und selig zu machen, das verloren ist d. h. um zu lieben.

Und seine Kinder? Seine Jünger und Jüngerinnen? Wären sie denn seine Kinder, wenn sie nicht auch Liebe bewiesen? „Wer nicht lieb hat, sagt Johannes, der kennt Gott nicht.“ Nur „wer lieb hat, der ist aus Gott geboren und kennt Gott“.

Vollends Missionare müssen Liebe üben. Wie könnten sie sonst das Liebeswerk des Heilands in aller Welt treiben, ihm die zuführen, die ihn noch nicht kennen, und die von Natur so unliebenswürdig sind?

Und wir alle, die wir hinter den Missionaren stehen? Könnten wir Geld für sie geben, für sie beten, für sie arbeiten — wenn wir nicht Liebe im Herzen hätten? Und doch, wer hat von sich aus solche Liebe in sich? Wer befolgt nur schon das Wort: Lasset uns unter einander lieb haben? Wie viel weniger haben wir unliebenswürdige Menschen lieb.

Darum laßt uns zu der Quelle aller Liebe gehen:
Jesus hat uns bis in Tod geliebet . . .
Wenn uns das nicht Grund zum Lieben gibet . . .
Ich wüßt auf der Welt nichts mehr,
Was dazu vermögend wär.

Leben in den Kinderhäusern in Mapoon, Australien.

Brief von Br. Hey, Mapoon (Mapun) 16. September 1913.

Wir gedenken die uns von einer Schwester in Herrnhut durch Dich gesandten 15 Mark zum Ankauf von Testamenten oder Gesangbüchern zu verwenden, welche dann als Extra-Geschenke zu Weihnachten verteilt werden.

Deinem Wunsche gemäß möchte ich heute eine kurze Schilderung von dem Leben unserer Kinderschar an einem gewöhnlichen Wochentage geben. Gegenwärtig zählt unsere Schule 72 Kinder; 62 davon sind gänzlich in unsern Händen, teils als verwahrloste, teils als Waisenkinder. Die Türen unserer vier Kinderhäuser sind durch Drahtseile mit dem Missionshause verbunden, so daß sie ohne Mühe geöffnet werden können (ähnlich wie die Weichenstellen an der Bahn). Sollte plötzliches Unwohlsein sich in der Nacht bei den Kindern einstellen, so genügte ein kleines Schütteln der betreffenden Türe, um Schw. Ward, deren Wohnung

mit dem andern Ende des Drahtes in Verbindung steht, aufzuwecken und in wenigen Minuten an Ort und Stelle zu bringen.

Mit Tagesgrauen werden alle Türen geöffnet, und das junge Volk strömt in den Hof mit fröhlichen Mienen und frischer Kraft. Durch den Wochenplan (jede Woche wird die Arbeit gewechselt) weiß jedes Kind seine Arbeit und seine Pflichten. Drei große Mädchen gehen sofort in das Missionshaus, um das Frühstück daselbst fertig zu stellen und die Zimmer in Ordnung zu bringen. Andere wieder gehen sofort zum Brunnen und füllen die Wasserbehälter zum Trinken und zum Baden. Bei so vielen Kindern war es unmöglich, die Pumpe in Ordnung zu halten, und ich machte daher eine Treppe, welche in den Brunnen führt, und seitdem (während der letzten zwei Jahre) hatte ich keine Reparaturen an der Pumpe mehr nötig. Auch die Mädchenhäuser müssen gereinigt und das Frühstück für 42 Mädchen bereitet werden. Ja selbst die ganz kleinen Kinder tragen Holz in die Küche oder sammeln das dürre Laub im Hofe unter der Aufsicht eines Großmädchen. Die Großknaben haben die Kühe zu melken, andere wieder das Frühstück für 22 Knaben zuzubereiten. Die Knaben haben ihre eigene Küche, aber das Mittagessen und Abendessen wird für alle in der Mädchenküche bereitet. Das Knabenhaus muß gereinigt werden, die Betten müssen gemacht und die Wasserbehälter gefüllt werden. Kurz es gibt Arbeit genug.

Schon nach einer Stunde läutet die Glocke zum Frühstück. Bis dahin ist gewöhnlich alles in Ordnung. Doch gibt es Ausnahmen. Jedes Kind muß sich auch gebadet haben. Das geschieht manchmal in allzugroßer Eile. Ein Tischgebet wird gemeinsam gesungen; und beim Essen übernehmen dann ein Großknabe und ein Großmädchen die Aufsicht in den getrennten Speisezimmern. Der große Speisesaal der Mädchen ist während den Mahlzeiten geschlossen; durch die obenerwähnte Draht-Einrichtung ist das leicht möglich. Wir Missionare haben zu gleicher Zeit im Missionshause Morgensegen und Frühstück.

Nach dem Frühstück läutet die Glocke zum allgemeinen Morgensegen in der Kirche, der für Erwachsene, hauptsächlich für die Dorfbewohner gehalten wird. Dieselbe Glocke, welche die Dorfbewohner zum Morgensegen ruft, ruft später auch die Kinder zur Schule. Die Knaben gehen durch die rechte Türe, die Mädchen durch die linke. Zwischen der äußeren und der inneren Tür ist ein Zimmer, in dem die Kinder ihre Kleider wechseln, ehe sie in die Schule treten, dieselbe Einrichtung besteht auch in der Kirche.

Vor Beginn der Schule wird die nötige Medizin für den Tag verabreicht. — Zwei oder drei der Großmädchen helfen in der Küche, um die Mahlzeiten für die Kinder immer in Bereitschaft zu haben.

Die Schule beginnt immer mit Gesang und Gebet. Dann wird die Losung für den Tag erklärt und weiterer Religionsunterricht erteilt, ehe der Stundenplan berücksichtigt wird. Gewöhnlich beginnt die Schule um $^1/_2$8 Uhr, und um 10 Uhr wird sie wieder mit Gesang und Gebet geschlossen.

Nach der Schule wird tüchtig gearbeitet. Die Knaben schneiden Bretter, und selbst die Mädchen verrichten Tischlerarbeit, wenn es nötig ist. Zäune werden ausgebessert und der Boden bearbeitet.

Die Mädchen bewässern die jungen Bäume, pflanzen Gemüse und füllen einen großen Wasserbehälter, backen Brot, tragen Erde und Seegras in den Garten, mahlen indisches Korn mit einer kleinen Handmühle und sammeln die Kokosnüsse. Um 11 Uhr gibt die Glocke das Zeichen zum Einstellen der verschiedenen Arbeiten. Fast eine halbe Stunde vergeht, bis die Werkzeuge alle eingesammelt sind und sichergestellt ist, daß nichts verloren gegangen ist.



Dorfstraße unserer Missionsstation Mapoon in Nord-Queensland, Australien.

Dann folgt das Mittagsmahl. Besteht das Frühstück aus Brei, zu dem die Kinder das Mehl selbst gemahlen haben, mit Milch und Zucker, so das Mittagessen aus Gemüse und Fleisch mit kleinen Abwechslungen, wobei es Früchte, Fische und Nüsse gibt. Um 12 Uhr sind Teller und Schüsseln gereinigt; und es tritt eine Ruhepause von zwei Stunden ein. Da fangen die Knaben Fische am Strande oder führen Spiele aus, meist in der See, wo es auch, selbst in den Mittagsstunden, ohne Kleidung angenehm ist. Die Mädchen dagegen sind im kühlen Speisesaal. Die größeren sind mit mancherlei Handarbeiten beschäftigt, mit Nähen, Häkeln oder Matten-Flechten aus Gras. Für solche Arbeiten bekommen sie kleine Geschenke. Einige Knaben machen Körbe in der freien Zeit, wofür sie auch belohnt werden.

Solche Arbeiten, welche die Kinder in den Freistunden herstellten, haben wir gewöhnlich verkauft. Der Ertrag kommt andern Missionen oder notleidenden Kindern in andern Ländern zugute.

Um 2 Uhr ertönt die Glocke; und nun beginnt wieder die Arbeit für die Erwachsenen und der Schulunterricht für die Kinder, wie am Morgen. Wenn die Flut am Strande günstig ist, wird 10 Minuten

vor 2 Uhr die kleine Glocke geläutet, und die Kinder stürzen sich dann unter Geschrei in die Wellen. Sie können ja alle gut schwimmen. Es ist dies das größte Vergnügen, was sie haben können. Da führen sie alle möglichen Spiele aus, im Wasser oder unter dem Wasser. Die Kinder können sich nämlich sehr lange Zeit unter dem Wasser aufhalten.

In der Schule wird am Nachmittag die erste halbe Stunde zum Bibellesen (im Neuen Testament) und zur Erklärung benützt. Der Stunden-Plan ist ungefähr derselbe wie in den niederen Volksschulen der Heimat.

Um 4 Uhr ist die Schule vorüber. Dann folgt wieder eine (manchmal auch $1^1/_2$) Stunde äußere



Australische Mädchen in Mapoon beim Spiel.

Arbeit. Dann gehen die Kinder wieder spielen. Viele europäische Spiele sind eingeführt worden, deutsche und englische, aber das größte Vergnügen bleibt den Kindern doch Baden, Schwimmen und Bootfahrten. Um 6 Uhr wird das Abendessen eingenommen. Dann wird noch eine Stunde gespielt; und dann geht's zu Bett. In jedem Schlafzimmer findet gemeinsames Abendgebet statt. Dann werden die Türen der Schlafräume geschlossen. Gewöhnlich singen die Kinder noch eine Stunde lang im Dunkeln, ehe dann der Schlaf, gesunder Schlaf, sie überfällt.

Am Mittwoch und Sonnabend ist keine Schule. Am Mittwoch wird in den Gärten gearbeitet, gewaschen und die Kleider in Ordnung gebracht. Am Sonnabend wird nur bis 11 Uhr Morgens gearbeitet, der Nachmittag ist frei. Gewöhnlich machen wir am Sonnabend mit den Kindern einen Spaziergang auf die Außenstation, manchmal auch am Mittwoch als besondere Belohnung für gutes Betragen. Andere kleine Unterbrechungen in dem gewöhnlichen Leben der Kinder sind Lichtbilder-Vorträge und Singabende, bei denen mit Begleitung gesungen wird.

Tränen fließen ja auch manchmal und grobe Ausbrüche von Ungezogenheit und Ungehorsam sind auch hier nicht ganz unbekannte, doch gottlob seltene Dinge. Die angeborenen und geerbten Anlagen, sowie der Einfluß der Umgebung (vielfach noch halbes Heidentum) macht das erklärlich. Diese Kinder, die aller Sorgen enthoben sind, leben wirklich wie ein glückliches Völkchen. Auch Krankheiten sind eine Seltenheit. Und in dem kindlichen Bewußtsein, daß sie alle ihre Kindernöte, im Gebet, jederzeit dem Heilande übergeben dürfen, verschwindet jeder Rest von Sorgen und Not.

Eine Lesestunde für die Indianer in Kanada.

Unter den Indianern, die in Kanada auf englischem Boden leben, wirkt seit längerer Zeit Missionar Young, und zwar ganz im Norden des Landes, in der Nachbarschaft unserer Eskimomission in Labrador, dort, wo die Rothäute noch wild umherschweifen und bloß vom Fischfang oder von der Jagd leben. Viele von ihnen haben nie ein Stück Brot oder sonst etwas Gebackenes gesehen. Aber auch in ihre Sprache ist schon die Bibel übersetzt, an manchen Stellen wohl etwas frei, aber eben so, daß sie es verstehen können. Im Vaterunser z. B. heißt es nicht: „Unser täglich Brot gib uns heute!“ sondern: „Gib uns heute, womit wir das Leben fristen können!“ Zugleich mit der Bibel haben diese Leute durch die Mission eine eigene Schrift erhalten, die besonders gut für ihre Sprache paßt und sehr leicht zu lernen ist. Sie besteht aus 36 Zeichen, und jedes Zeichen steht gleich für eine Silbe, nicht bloß für einen Buchstaben. Auf dem Bilde könnt ihr diese Zeichen sehen. Der Missionar hat sie mit Holzkohle auf eine große Felsplatte geschrieben und hält nun mit den Indianern eine Lesestunde. Es sind Kinder und junge Leute, aber auch ganz alte Männer und Frauen dabei, und manche rauchen ihre Pfeife dazu. Wieder und wieder deutet der Missionar mit seinem Stock auf die Zeichen und spricht dazu ma me mi mo oder ta te ti to, und die Indianer sprechen es ihm nach, bis sie alle Zeichen voneinander unterscheiden können. Sind sie einmal so weit, dann werden die ersten Wörter geschrieben und gelesen. Den Anfang macht gewöhnlich der Satz: Ma-ni-tu-sa-ki-i-wa-win d. h. Gott ist die Liebe. Zuerst schreibt der Missionar die Silbe ma hin und fragt: was ist das? Sie beschauen das Zeichen und schreien dann: ma! Dann folgt das ni und das tu, und zuletzt werden die drei Silben nebeneinander gesetzt und der Missionar fragt, was

nun diese Zeichen zusammen bedeuten. Die Indianer besinnen sich und am Ende rufen sie oder doch einige von ihnen: Manitu d. h. Gott. Jetzt lassen alle ihre Pfeifen fallen, heben die Hände in die Höhe und sperren vor Verwunderung Mund und Augen auf. Wie ein Lichtstrahl aus der oberen Welt hat es sie durchzuckt: ja, da steht es auf der Felsplatte — **Gott!** und es durchschauert sie, als wäre der große Geist jetzt selbst in ihre Mitte getreten. Dann wird weitergeschrieben und gelesen: Gott ist die Liebe, und das ist nun erst recht eine neue Offenbarung für diese verfinsterten Heidenherzen. Das Tabakrauchen hat längst aufgehört. Alles ist Aug und Ohr, und der Missionar kann nun den wie aus einem Schlaf Erwachten nach Herzenslust das Evangelium verkündigen. Aber er ist nicht von Eisen. Schon ist sein Mund ihm ausgetrocknet und seine Kraft erschöpft. Alles lagert sich um ein Feuer, das Essen wird bereitet, und nachher geht's dann wohl wieder an die Arbeit.



Wie Missionar Young den Indianern in Kanada Leseschule hält.

Merkwürdige Früchte auf Kameruns Bäumen.

Von Schwester Hilde Laible, Missionarin in Kamerun.

Haben Sie schon einen Baum gesehen, auf dem Polierpapier wächst?" fragte mich neulich unser Missionar. Ich machte aber doch ein ungläubiges Gesicht. Da schickte er einen Schuljungen fort. Gleich kam er wieder und brachte Blätter, so rauh wie eine Ochsenzunge. Die großen waren noch rauher als die kleinen. „Sehen Sie, sagte der Missionar, mit diesen Blättern geben die Schreiner und die Elfenbeinarbeiter ihren Erzeugnissen, den feinen Möbeln und Elfenbeinfiguren, den letzten Schliff. Das ist richtiges Polierpapier!"

Nun mußte ich aber doch lachen und meinte: „Jetzt wundere ich mich aber wirklich nicht, wenn in diesem gesegneten Lande gleich die Kleider auf den Bäumen wachsen!" „Tun sie auch, sagte die Frau Missionar; sehen Sie nur einmal die Kleider eines Bulujungen an." Und wirklich, vier bis fünf große Blätter sind schön zusammengearbeitet und =gesteckt, und das ist der Anzug. Also auch die Kleider wachsen auf den Bäumen, wenigstens für die Eingeborenen.

Noch eins: Es war an einem naßkalten Morgen. Die ganze Nacht hatte es in Strömen geregnet, und es war so kalt geworden, für Kameruner Verhältnisse bitter kalt. Aber die Schulglocke auf dem Eulenberg, die auf einem Baum neben dem Schulhaus aufgehängt ist und alle Tage laut ins Land hineinrief, kümmerte sich gar nicht darum: sie rief doch die Schüler ringsum zur Schule. Bald kamen die Schüler an, große und kleine, sogar Väter waren unter ihnen. Die Schuhe haben sie sich nicht schmutzig gemacht, denn sie hatten keine an. Aber ein mächtiges Bananenblatt hielten sie als Regenschirm über sich. Wie wandelnde grüne Pilze auf braunen Stempeln sahen sie aus. Und so verfroren kamen sie an, die Blätterhosen und die Lendentücher sind doch nicht recht warm. Und ins Schulhaus regnete es hinein und die Bänke waren naß. Da ließen wir bloß ein Lied singen, beteten mit den Schülern und schickten sie wieder heim. Und wie sie am Baum vorbeigingen, auf dem die Glocke hing, da sah ein Junge vorwurfsvoll zur Glocke hinauf und sagte: „Das ist eine schlimme Frucht da oben auf dem Baum; ob Regen oder Sonnenschein, sie schüttelt sich jeden Tag!"

Rätsel.

1 2 sagt dir das Beste an — Was Gott dem Menschen geben kann. — Zu 3 steigst du vom Berg hinab. — Das Ganze liegt am schönen Kap — Der guten Hoffnung fern von hier — Und wird sofort es sagen dir — Wie man den ersten Platz genannt — Wo dort ein Heidenbote stand. T. B.

Quittung.

Herzlichen Dank für 3 Mk., Erlös aus einem Schmetterlingsverkauf in der Gnadenberger Mädchenanstalt. T. B.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 2. Februar 1914. 15. Jahrgang.

Dies und das aus der Arbeit in Mbozi im Nyaßalande Deutsch=Ostafrikas.

Von Br. Tr. Bachmann.

Willkommen=Grüße.

Bis heute kamen alle Tage Trupps von Leuten, um uns zu grüßen. Alle brachten uns irgend etwas, um uns ihre Aufmerksamkeit zu zeigen: Mehl, Eier, Mais und Hühner. Etliche Häuptlinge brachten auch Ochsen. Für diese erwarteten sie aber eine Gegengabe.

Erdbeben.

Eben jetzt bebte die Erde. Das Gebälk des Hauses ächzte und krachte. Nach etwa einer Minute kam ein zweiter Stoß. Erdbeben sind hier nicht nur keine Seltenheit, sondern sie sind hier so häufig, daß man sich daran gewöhnt. Es vergeht kein Monat ohne Erdbeben. Ja es hat Zeiten gegeben, in denen nicht nur wöchentlich die Erde mehrere Male bebte, sondern auch an einem Tage wiederholt. Ja nach dem großen Erdbeben im Dezember 1910 hörte die Erde tagelang nicht auf zu schwanken. Es gibt Erdbeben mit unterirdischem Donner, der, wie das Beben selbst, immer von Westen her kommt. Es gibt aber auch solche ohne Donner. Oft rollt es aber auch in der Erde, ohne daß sie bebt. Dieses Rollen hörten wir in den vergangenen 17 Tagen schon zweimal. Als ich vor 13 Jahren den Leuten das erste Mal die Geschichte von der Gesetzgebung auf dem Sinai erzählte und im Begriff war, das Donnerrollen mit meinem Munde nachzumachen, da kam von Westen her ein Donnerrollen in der Erde, wie ich es früher nicht gehört hatte. Wir sahen und sehen dieses Rollen an jenem Tage als Antwort Gottes auf seine alte Tat an.

Termiten.

Afrika ist das Land der Termiten, oder wie sie wohl noch öfter genannt werden, der weißen Ameisen. Ob es zwei Arten davon gibt, oder ob nur die Bauart dieser Tiere verschieden von einander ist, weiß ich nicht. Jedenfalls bauen die Termiten am Shire anders, als wie hier bei uns. Dort sieht man ihre Bauten schon von großer Ferne, denn sie sind bis 4 m hoch und sehen aus wie ein Zuckerhut, nur nicht weiß, sondern schwarz, denn die Erde dort hat diese Farbe. Hier bei uns bauen sie nicht über, sondern in der Erde, und es ist nicht ganz leicht, einen Bau zu finden. Meist haben die Bauten oben Oeffnungen. Vor etwa vier Jahren habe ich ungefähr 40 solcher Wohnungen der Termiten zerstören lassen, indem ich sie ausgraben ließ. Sobald man die Königin gefunden hat, sterben die andern. Wir hatten dann Ruhe vor ihnen. Jetzt haben sie sich wieder eingefunden, sind bis in den zweiten Stock des Wohnhauses vorgedrungen und haben dort die Diele zerfressen. Sie gehen in der Mauer hoch, ohne daß viel zu merken ist. Wo sie etwas Freßbares finden, fressen sie es an,

bis es aufgefressen ist. Br. Uhlmann hatte in unserer Abwesenheit eine Königin in der Veranda des Wohnhauses ausgegraben. Es war darauf ein wenig Ruhe eingetreten. Sie fingen dann in der Wohnstube an zu bauen, und als wir eines Tages in die obere Stube kamen, hörten wir unter der Diele den Ton: zirrrrr



Wie ein Neger in Deutsch-Ostafrika eine Ölpalme besteigt.

zirrrrr. Ich ließ in der Stube unten ausgraben, aber umsonst. Es gab nur Gänge. Die Königin war nicht da. Wir suchten draußen nach einem Bau und fanden ihn etwa 20 m vom Hause entfernt. Nun, nachdem wir die Königin ausgegraben haben, sind wir verschont geblieben.

Ratten.

Nicht ganz so schlimm wie die Termiten, aber schlimm genug sind die vielen Ratten in Afrika. Unser Haus war etliche Monate nicht bewohnt, und da hatten die Ratten sich heimisch darin gemacht. Sie hatten sich zwischen Türe und Schwelle ein Loch gefressen und hatten dann freien Eintritt. Meine Bücher, die ich im oberen Stock im Regal hatte stehen lassen, waren arg zugerichtet, sogar das Regal selbst war ihnen nicht zu geschmacklos gewesen.

Kaffee-Pflanzungen und Gemüsegarten.

Auf der Station sind im Laufe der Jahre allerlei Kulturversuche gemacht worden. Es sind etwa 21 Hektar bepflanzt worden: Kaffee, Kautschuck, Nutzholz, Obst, auch Aepfel und Wein, Kartoffel und Gemüse. Alles hatte sich in unserer Abwesenheit gut entwickelt. In den Tropen wächst jedoch nicht nur das Kraut sehr gut, sondern das Unkraut wächst eigentlich noch besser und schneller. So auch in Mbozi. Es wird viel Arbeit kosten, alles wieder rein zu bekommen.

Es ist jetzt grade Kaffeernte. 34 Schüler und Schülerinnen sind mit dieser Arbeit beschäftigt. Ein Teil pflückt die reifen Bohnen ab, und der andere schält sie. Die Früchte müssen dunkelrot werden, ehe sie abgenommen werden können. Wer nun keinen rechten Blick für die Farbe hat, der wird immer wieder auch weniger reife mit abpflücken. Da muß man immer wieder nachsehen und reden, bis sie einen Blick dafür bekommen. „Eßt ihr denn auch unreife imbula und makusu?" frage ich sie. „Nein!" antworten alle. „Na, weshalb sollen denn wir unreifen Kaffee essen?" erkundige ich mich weiter. Ein allgemeines Schweigen ist die Antwort, und sie sehen verschämt zu Boden. — Aus der Nutzholzanlage ist nach und nach Dickicht geworden, und es muß ausgeholzt werden. Absterbende Bäume müssen ausgerodet werden.

Die Sisal-Agaven sind über die Wege gewachsen, und sie müssen deshalb auch ausgerodet werden. Läge Mbozi an der Bahn, so könnten wir den schönen langen Hanf verkaufen, aber so muß er verwesen oder verbrannt werden, denn der Transport bis zur Bahn würde mehr kosten, als wir dafür bekommen würden.

Die $2^1/_2$ km lange Wasserleitung, die auf diese Länge nur einen Meter Gefälle hat, muß ausgebaggert werden, damit wir den Garten bewässern können. Seit dem Mai hat es nicht mehr geregnet, und der erste Regen ist Anfang Dezember zu erwarten. Der Blumengarten wird gereinigt, ebenso auch der Gemüsegarten. Das Vieh muß einen neuen Stall bekommen. Dann fehlt es an Hack- und Axtstielen.

Da immer wieder Löwen und Leoparden sich zeigen, muß auch das Gras-, Schilf- und Strauchdickicht vor, neben und hinter der Wasserquelle, 500 m von der Station entfernt, abgehauen werden, denn es ist gefährlich, alle Tage dorthin zu gehen, um Wasser zu schöpfen. Für alle diese Arbeiten habe ich 58 Arbeiter. Wenn sie auch alle mehr oder weniger gut arbeiten, so muß man doch nachsehen, damit die Arbeit so ausgeführt werde, wie es dem Zweck entspricht.

Wildschwein.

Ein Wildschwein war in einem Fall der Anlaß zu einem Streit. Washikunzi, (Der Mann der Liebe) erzählte mir: „Eines Morgens in aller Frühe ging ich auf unser Feld. Ich fand, daß etliche Wildschweine durch

die Umzäunung gebrochen waren. Ich verfolgte sie und warf eins mit meinem Speer. Als es zum Zaune hinaus wollte, konnte es nicht, denn der Speer steckte ihm im Leibe. Ich ging hin und tötete es. Da kam Musavuye (Der Erwählte) und sagte: „Du hast das Schwein in meiner Falle geholt, oder es hat die Falle verlassen, und du hast es dann getötet. (Musavuye hatte eine Grubenfalle in demselben Garten. In eine tiefe Grube wird ein spitzes, hartes Holz gesteckt und die Grube dann mit Gras zugedeckt.) Das Schwein gehört mir." Die Sache kam vor einen Richter. Da aber keine Zeugen da waren, so konnte er nicht entscheiden und Washikunzi behielt das Schwein. Musavuye zürnte ihm und klagte überall, daß er ihm sein Schwein genommen habe. Da kam ein Verwandter, ein Heide, dem klagte er auch seine Not. Dieser Verwandte brachte die Streitsache zu einem guten Abschluß, auf volkstümliche Weise. Er sagte ihm: „Musavuye, mache doch nicht einen solchen Lärm wegen des Schweines, Washikunzi ist ja dein Großvater. Du kannst ihm das Schwein schon gönnen". Da beruhigte sich Musavuye. In Wirklichkeit ist Washikunzi nicht der Großvater des andern, denn er ist nur etwa 10 Jahre älter als dieser, aber durch die eigentümlichen verwandtschaftlichen Bezeichnungen ist er der Großvater. Der Vater Musavuyes war der Sohn eines Vetters von Washikunzi, und infolgedessen war er der Großvater. Aber auch alle Enkel seiner Brüder sind seine eignen Enkel.

Arbeiten an einem Sonnabend.

Weil es eben ein Sonnabend war, so mußte gekehrt werden. Das ist gar nichts besonderes, und doch muß man sich darum kümmern. Die Leute, die diese Arbeit tun sollten, waren fremd. „Wo sind die Besen", fragen sie. „Wo ist der Ort, der gekehrt werden soll", erkundigen sie sich weiter. Kehren, Häuser und Plätze rein halten und rein machen, ist nicht die starke Seite der Nyika. Bei den Heiden besorgt diese Arbeit der Wind in der Trockenzeit, und in der Regenzeit schwemmen die Wasserströme den Kehricht fort. Besen werden wenig gehandhabt. Nun haben sie Besen bekommen und auch die Plätze und Wege sind verteilt worden. „Wo kommt aber der Kehricht hin", fragen sie. Ich beruhige sie und sage ihnen, daß Kinder mit Körben kommen werden, um es wegzutragen, denn Kehrichtwagen haben wir hier noch nicht, es wird alles auf den Köpfen, oder den Schultern der Leute herzu- und fortgetragen, so auch das Kehricht an jedem Sonnabende.

Wir haben jetzt Herbstzeit, und die Bäume werfen ihr Laub ab, da gibt es viel wegzutragen. Wohin? 200 m weit, außerhalb der Anlagen. Dort wird dann alles verbrannt. Am Anfang dieser Arbeit muß man immer wieder nachsehen, ob sie auch so gemacht wird, daß sie wirklich Wert hat. Aber auch dann, wenn die Leute wirklich begriffen haben, weshalb wir kehren, kann in einer Minute alles wieder in Unordnung gebracht worden sein. Da kommt ein Wirbelwind von solcher Stärke, wie sie wohl nur in Afrika vorkommen. An einzelnen Tagen treibt einer den andern. Ein solcher Wirbelwind bringt nicht nur allerlei mit sich, sondern er macht auch andern Schaden. Er hat schon viele Ortschaften in Asche gelegt. Von irgend einem Grasbrande her führte er Feuer mit sich und zündete auf seinem Wege alles an, was brennbar war. An jenem Sonnabende jedoch war es still, und ich hatte die Not mit dem Winde nicht.



Eingeborene Frauen in Deutsch-Ostafrika bringen Bananen ein.

Als ich die Kehrleute sich selbst überlassen konnte, ging ich, um die verschiedenen andern Arbeitergruppen, zu besuchen, denn die 150 Arbeiter arbeiten oft an 20 und mehr verschiedenen Plätzen und haben

ebensoviel verschiedene Arbeiten zu verrichten. Der Weg von einer Gruppe bis zur andern ist oft $^1/_2$ Stunde weit.

Als ich nach etwa anderthalb oder zweistündiger Abwesenheit zurückkomme, finde ich Briefe aus dem Kondeland vor. Ich öffne. Das Zollamt in Mwaya hat die Papiere wegen der Verzollung unserer Sachen zurückgeschickt. Ich soll sofort eine neue Aufstellung machen und sie mit Rechnungen belegen. Das fehlte nun grade noch! Und morgen ist Sonntag! Aber die Arbeit muß gemacht werden. Es ist 11 Uhr geworden, und wir fangen an, eine neue Aufstellung zu machen. Der Kopf ist müde und draußen stehen Arbeiter, die über irgend etwas Auskunft haben wollen. Ich gebe sie ihnen. Inzwischen ist es Essenszeit geworden. Um 1 Uhr ist am Sonnabend diese Art Arbeit zu Ende. Die Trommel wird geschlagen, und die Leute verlassen ihre Arbeitsplätze mit viel Gejohle. Die Kaffeernteburschen und die Auskörnmädchen warten aber noch, denn ich nehme jedem und jeder den Kaffee einzeln ab.

Die Arbeit ist nun beendet, und wir wollen weiter für den Zoll arbeiten. Da kommen zwei Europäer. O weh! Das paßt grade gut. Der eine will Ochsen kaufen. Die müssen geholt werden. Sie kamen gegen Abend von der Weide. Der Herr wählt 16 Stück aus, ißt bei uns und geht abends heim. Zwei Tiere liefen weg, wurden aber wieder eingefangen. Und dann ging es an die Predigtarbeit für den Sonntag.

Brief eines unserer Mittelschüler im Nyaßalande an den Kaiser.

Rungwe, den 16. Juni 1913 ist der folgende Brief datiert. Er ist also geschrieben am Tag des 25 jährigen Regierungsjubiläums unsers Kaisers. Die Schüler wollten eben auf ihre Weise dem Kaiser ihre Mitfreude und ihren Dank für alles das aussprechen, was auch sie jetzt genießen. Der Brief lautet in Uebersetzung:

„Der große Tag des Kaisers Wilhelm II. ist da. Wir sagen „der Große", weil wir uns über ihn freuen. Wir danken dem Kaiser, unserem Herrscher, sehr, weil er uns den Frieden gebracht hat, während wir uns früher in unserer Ungerechtigkeit und Bosheit gegenseitig getötet haben. Wir freuen uns jetzt, Du Herr, weil Gott Dir, der Du viele Jahre geherrscht hast, Segen gegeben hat. Noch einmal sagen wir Dank, da wir Deine Größe gesehen (erkannt) haben. Nun haben wir uns gefreut, die wir zu deinen Füßen sind, weil Du uns errettet hast von den Feinden. Nun, wir grüßen Dich sehr.

Ich Poleni

(jetzt getauft Ndanyeli=Daniel) Mwamvila.

Eskimo=Gottesdienst auf der Graphit=Insel.

Von Missionar Bilby.

Großes Aufsehen erregte ein kleiner Phonograph, den ich mitgebracht hatte. Schon vorher hatten die Eskimos gehört, das Ding könne singen und sprechen; und als ich nun anzeigte, am Abend werde in meinem Eishaus ein Konzert stattfinden, da fehlte keiner. Die, welche im Innern der Schneehütte nicht Platz fanden, blieben am Eingang stehen oder preßten ihre Ohren an die Außenwände, um zu hören. Aber da gab es eine gewaltige Enttäuschung! Ein kleines Stück am Apparat war abgebrochen und ich hatte keinen Klebstoff, mit dem ich den Schaden hätte heilen können. Ich versuchte es mit Seife, aber die wollte nicht halten, und schon war ich verzweifelt, als ein Eskimo in sein Schneehaus lief, ein Buch hervorholte, etwas Leim vom Einband abkratzte, auflöste und zu mir brachte. Das bißchen Leim tat gute Dienste, und das Konzert konnte stattfinden. Die guten Leute mußten nur staunen, und wir Europäer stiegen wieder um ein Bedeutendes in ihrer Achtung.

Bessere Dienste noch leisteten die großen bunten Bilder aus der biblischen Geschichte, die einige Freunde in England mir geschenkt hatten. Ich befestigte je ein Bild an der Wand meines Hauses, ließ ein paar Verse singen, sowie den betreffenden Abschnitt aus der Bibel vorlesen und erklärte dann das Bild. So konnten sie alles besser verstehen und behalten. Ich hatte auch einige Abschnitte aus dem Alten Testament und aus den apostolischen Briefen bei mir, die unsere Schüler abgeschrieben hatten. Der Abschied von den guten Leuten fiel mir schwer. Sie waren so eifrig und lernbegierig, sogar die alten Weiber, die sich sonst nur etwa durch ein Erdbeben aus ihrer Gleichgültigkeit aufwecken lassen, waren gekommen, um die Bilder zu sehen und meine Erklärungen zu hören.

Rätsel.

Den Namen führt zum Scherz ein kleiner Mann,
Den man in jedem Laden finden kann.
Das Wort in einem andern Sinn ist auch
Als Werkzeug manches Künstlers im Gebrauch.
Und endlich ist's, willst sächlich Du's verwenden,
Ein Haus für Frauen und auch für Studenten.

Aus Universum.

Quittung.

1 Paket Staniol, gesammelt durch Fräulein Schelling und Lochmüller in Reutlingen erhalten, von Frau Weinig in Eibau und manchen andern Freunden ist Staniol eingegangen, wofür herzlich dankt

die Missionsbuchhandlung.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.

Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 3. März 1914. 15. Jahrgang.

Der Islam.

Ihr habt ganz gewiß auch schon viel von Mohammed und den Mohammedanern gehört, sowie von der Lehre dieses falschen Propheten, die man Islam nennt. Damit Ihr aber recht gut über den Islam Bescheid wißt und dann auch all das, was wir von der christlichen Mission unter Mohammedanern erzählen werden, recht gut versteht, wollen wir heut einmal einiges vom Islam hören. Jemand, der ihn kennt, erzählt vom Islam das folgende:

Es ist eine gar eigene Sache um diese Religion. Der Islam trägt manche Züge, die so übel nicht sind. Er hat einige wichtige Stücke gemein mit dem Christentum. Wir Christen sehen mit Schmerzen, daß Menschen, nach dem Bilde Gottes geschaffen, sich dazu erniedrigen können, ein totes Bild von Holz oder Stein anzubeten. Der Islam zeigt fast noch größeren Eifer in der Ablehnung solcher heidnischen Verfinsterung. Gegenüber aller Vielgötterei und allem Götzendienst die Einheit Gottes zu verkündigen und zugleich seine unendliche Erhabenheit und Allmacht und Allwissenheit, das ist so sehr das eine Hauptstück des Islam, daß sogar — das Christentum selber sich die Anklage gefallen lassen muß, daß es „Vielgötterei" sei und sich einer Vermenschlichung Gottes schuldig mache, da es an den „Sohn Gottes" und die göttliche Dreieinigkeit glauben lehrt. Und das muß man dem Islam zugestehen, daß seine Bekenner mit einer unermüdlichen Energie die Botschaft durch die Lande getragen haben: Es ist nur ein Gott!*) so eifrig, daß sie um des guten Zweckes willen auch die Anwendung von Gewalt für erlaubt hielten. Der „heilige Krieg" mußte dazu dienen, dem Götzendienst ein Ende zu machen und die Verehrung des einen hocherhabenen Gottes durchzusetzen.

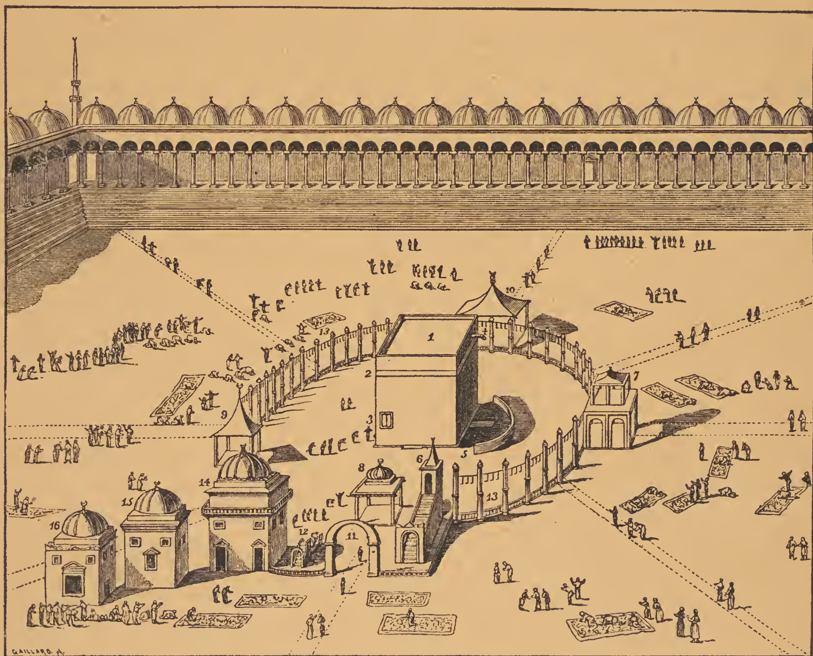
Ferner ist es eine wichtige Grundlehre des Islam wie des Christentums, daß dieser majestätische Gott, der doch auch der barmherzige Gott ist, sich geoffenbart hat auf mancherlei Weise. Da knüpft der Islam an an das Alte und Neue Testament. Adam und Noah, Abraham und Mose und noch viele andere aus der Zeit des alten Bundes werden als Propheten Gottes anerkannt, dazu vor allem Jesus, und freilich nach ihm und hoch erhaben über ihn: Mohammed, der letzte und höchste Prophet, der Abschluß der Offenbarungen Gottes. Dabei wird anerkannt, daß Jesus von der Jungfrau geboren sei, daß er Wunder getan

*) Und daß dies Bekenntnis doch nicht ganz äußerlich nur ist, dafür ein schönes Beispiel. Ein Missionar, der unter den Kabylen Nord-Westafrikas arbeitete, besuchte zum ersten Mal ein mohammedanisches Dorf. In der Unterhaltung gebrauchte er einige christliche Redewendungen. „Hast du gehört", so raunt eine Frau der anderen zu, „wie er von Gott dem Herrn redete?" Ein Europäer, der mit Ehrerbietung von Gott spricht, wird von den Eingebornen mit Vertrauen und Achtung behandelt. Die religionsfeindliche französische Kultur hat bei den Mohammedaneren Algeriens den Glauben aufkommen lassen, daß Europäer und Gottesleugner ein und dasselbe seien.

habe, daß er gen Himmel erhoben sei, daß er wiederkommen werde, — daneben allerdings aufs bestimmteste abgelehnt, daß er Gottes Sohn sei, daß er für Sünder gestorben und wieder auferstanden sei (er sei überhaupt nicht gestorben, sondern ein anderer sei ihm untergeschoben und an seiner Statt gekreuzigt worden, er selbst aber alsbald in den Himmel aufgenommen). Daß die Bibel, die doch sonst als Offenbarung anerkannt wird, in diesen und anderen Stücken anders lehrt als der Koran, das heilige Buch der Offenbarung Gottes an Mohammed, wird kurzerhand damit erklärt, daß die Juden und Christen die Bibel verfälscht hätten. Ein Hauptstück der mohammedanischen Feindschaft gegen das Christentum ist darum bis heute der Versuch, dies Gefälschtsein und also die Unzuverlässigkeit der Bibel nachzuweisen.

Auch eine zukünftige Abrechnung und Vergeltung für alle Menschen lehrt der Islam, ein himmlisches Paradies und eine Hölle. Dazu noch manches andere, worüber man sich sehr wohl mit einem gebildeten Mohammedaner unterhalten kann: die göttliche Schöpfung der Welt und des Menschen, die göttliche Vorsehung und Weltregierung, das Dasein und die Verwendung von Engeln als Botschafter Gottes und dergleichen mehr.

Noch viel mehr freilich als von den Engeln ist von den Geistern (Dschinn) die Rede, und daran



Uebersichtliche Darstellung des Kaaba-Heiligtums in Mekka.

Die Zahlen auf dem Bilde bezeichnen: 1) Die eigentliche Kaaba, ein fast würfelförmiges Steingebäude, das mit einer schwarzen Damastdecke behangen ist. 2) Ein gesticktes goldenes Band um diese Decke. 3) Der schwarze Stein, als kleiner schwarzer Punkt links unten an der Ecke der Kaaba erkennbar. Er ist in Silber gefaßt, soll vom Himmel gefallen sein und wird von allen Pilgern mit größter Ehrerbietung geküßt. 4) Das goldene Rohr, durch welches das Wasser von der Kaaba fließt. 5) Ismaels Grab. 6) Die Kanzel, von welcher aus die Priester zum Volke reden. 7—10) Betplätze verschiedener mohammedanischer Sekten. 8) Abrahams Platz (mit einem Fußabdruck Abrahams in einem Stein). 11) Das alte Tor. 12) Bewegliche Treppe zum Eingang der Kaaba, die gewöhnlich zur Seite gefahren ist, da das Innere der Kaaba von den Pilgern nicht besucht wird. (Die Tür zu derselben liegt 2½ Meter oberhalb des Erdbodens.) 13) Innere Einfriedigung der Kaaba, oben mit Silber eingefaßt. 14) Großer Kuppelbau über dem heiligen Quell Semsen (Hagars Quell, dessen Wasser als heilkräftig von allen Pilgern unter Gebet getrunken und über die ganze mohammedanische Welt hin versandt wird). 15) Schatzhaus, wo die täglichen Almosen der Pilger aufgespeichert werden. 16) Kuppel des Al Abas, eines Onkels des falschen Propheten.

knüpft sich eine unglaubliche Masse des krassesten Aberglaubens. Im übrigen fehlt natürlich gerade die Hauptsache des Evangeliums, die Botschaft von der Vergebung der Sünden. Ja auf dies Stück unseres Christenglaubens richten sich die schärfsten Angriffe. Der Moslem weiß sich nicht als „Sünder", — höchstens als Uebertreter einzelner religiöser (oder auch sittlicher) Regeln, aber nicht als im innersten Grund des Wesens sündig und darum einer tiefinnerlichen Erneuerung bedürftig. Darum steht er der Botschaft vom Kreuz Christi und von der Erlösung durch das Blut des Sohnes Gottes so gänzlich verständnislos gegenüber, abgesehen davon, daß er diese Uebungen ihrer Frömmigkeit, und sonderlich ihr Eifer, der einen jeden Mohammedaner, sei er Händler oder Beamter oder etwa Soldat im Dienst einer europäischen Kolonialregierung, zum geborenen Missionar seines Glaubens macht: wahrlich, da sind allerlei Dinge, die einen bestechen könnten, daß man meinen sollte, so ganz schlecht könne diese Religion nicht sein, oder doch: sie sei für Völker auf einer gewissen Kulturstufe und für eine gewisse Periode ihrer Entwicklung eine gar nicht so unangemessene Form der Gottesverehrung, sei immerhin eine bessere Form der Religion als heidnisches Götzenwesen, könne also vielleicht doch eine „Brücke" sein zwischen Heidentum und Christentum.



In einer mohammedanischen Schule. Das Lernen des Korans.

Lehre aus dem oben angedeuteten Grund als eine Gotteslästerung (!) empfindet.

Geradezu beschämend aber kann für manche Christen sein der Eifer und die Gewissenhaftigkeit, mit der ein Mohammedaner dem Gebet obliegt. Es wird viel gebetet in dem Islam und an den Wert solchen Betens geglaubt. Fünfmal am Tag ruft der Ausrufer vom hohen Minaret her die Gläubigen zum Gebet auf, und sie lassen sich nicht vergeblich erinnern. Dazu ihre Unverdrossenheit in den sonstigen

In Wirklichkeit ist allerdings der Islam nie und nirgends eine solche Brücke gewesen, sondern vielmehr eine schier unübersteigliche trennende Mauer. Die bisherige Erfahrung ist die, daß ein Volk, bei dem der Islam herrschend geworden ist, für das Evangelium so gut wie unzugänglich geworden ist. Und die Völker werden sehr viel leichter Mohammedaner als Christen. Es gehört nicht so gar viel dazu. Man muß vor allem das Bekenntnis des mohammedanischen Glaubens in den Mund nehmen (ob's im Herzen ist,

darnach wird weiter nicht gefragt): „Es ist nur ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet". Man muß einiges von den äußeren Frömmigkeitsübungen annehmen, z. B. das fünfmalige Gebet mit den dazu gehörigen Waschungen und Zeremonien, das Fasten im Monat Ramadan, womöglich die Pilgerfahrt zum Kaaba-Heiligtum in Mekka, — alles Dinge, die man mit den Lippen, mit dem Magen (der im Fastenmonat gleichwohl reichlich auf seine Rechnung kommt), mit den Beinen abmachen kann. Aber wie das Herz gerichtet ist, das ist völlig Nebensache. Man braucht auch nicht eine einzige üble Gewohnheit abzulegen, und ist doch ein guter Mohammedaner. Man kann seiner Genußsucht in schlimmster Weise die Zügel schießen lassen und tut damit nichts anderes, als was Mohammed selbst getan hat. Von einer Herzensbekehrung ist nirgends die Rede, und es scheint auch niemand zu empfinden, daß sie nötig ist.

Und das ist das geradezu Gefährliche an dieser Religion. Einige Stücke göttlicher Wahrheit, vermengt mit wunderlichstem Aberglauben und erlogenen Phantasien, dabei die Erlaubnis zu einem Leben ganz nach den Trieben der ungezügelten Selbstsucht: kein Wunder, daß das Anklang findet. Vor allem da, wo es, wie in Afrika, den Negerstämmen gegenübertritt mit dem Schein der höheren Kulturstufe (— und wer wollte nicht gern vornehmer werden, als er ist? —). Dabei wird außer Kniebeugungen und Lippenbewegungen weiter nichts gefordert, was dem natürlichen Menschen beschwerlich sein könnte. Vor allem ist ja die Vielweiberei gestattet, und das ist ein Punkt, der das Mohammedanerwerden ebenso erleichtert, wie es das Christwerden gerade in Afrika erschwert. An dieser Klippe scheitern so viele, die angefangen hatten, sich der Wahrheit zu öffnen. Und nicht wenigen, die schon Christen geworden waren, ist die christliche Ordnung der lebenslänglich bindenden Ehe nur mit einer Frau eine zu schwere Forderung: sie werden müde im Kampf, sie fallen ab, oder sie müssen ausgeschlossen werden. Von solchem Kampf und solcher Zucht weiß der Moslem nichts, braucht er nichts zu wissen.

Und bei dem allen fühlen sich die Mohammedaner als die Träger der höheren Form von Religion, als die Gläubigen, und wir Christen sind ihnen die Ungläubigen. Nun freilich, was sie an Christentum in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft kennen gelernt haben und kennen lernen konnten, in Aegypten und in Abessinien, in Armenien und unter Bulgaren und Griechen, das hat ihnen nicht gerade günstige Begriffe von dem Wert von der Erhabenheit der christlichen Religion geben können. Und was sie hören und sehen von dem Verhalten der „christlichen" Großmächte West-Europas, von ihrer Gier nach Einfluß und Macht, von ihren Diplomatenkünsten und Unberechenbarkeiten, das kann auch nicht immer die Achtung vor diesem „Christentum" verstärken.

Insofern liegen die Schulden nicht nur auf der einen Seite. Neuk. M. u. H. B.

Beinahe ertrunken im Surinamefluß.

Wunderbar wurden einige im Dienst unserer Herrnhuter Geschäftsfirma A. Dürninger & Co. stehende Kaufleute kurz vor Weihnachten von dem Ertrinken gerettet. Sie hatten am 20. Dezember an der Feier des „Thomasabends" der Firma C. Kersten & Co. in Paramaribo teilgenommen und wollten dann um Mitternacht mit dem Motorboot „Hohenzollern" den Surinamefluß stromab heimwärts fahren, nach Kronenburg, wo sie in der Bananen-Trocknerei angestellt sind. Da ist der Motorführer erkrankt. Sie können also nicht fahren. Die Frau des einen Herrn blieb in der Stadt, ihr Mann aber und dessen Schwager setzten sich aufs Rad und wollten sich dann bei einer Plantage mit der Fähre über den Fluß setzen lassen. Da kommt ein anderes Motorboot. Das wird bestiegen. Aber noch ehe sie ihr Ziel, Fort Amsterdam, erreicht haben, gibt es einen Stoß, und sie sind an ein Bananenschiff angerannt! Dies hatte kein Licht, es herrschte Nebel, und so hatte man die Gefahr nicht gesehen. Das Motorboot fuhr mit solcher Wucht gegen das Schiff, daß es sich sofort auf die Seite legte und — sank! Nach zehn Sekunden war das ganze Boot im Wasser verschwunden! Der Motorbootführer und der eine Herr konnten schnell das Bananenschiff erklettern. Der Schwager und der Steuermann fielen ins Wasser und klammerten sich nur grade noch fest an das Schiff an, was bei der starken Strömung von sechs bis sieben Meilen in der Stunde keine Kleinigkeit war. Mit genauer Not konnten sie aus ihrer gefährlichen Lage befreit und gerettet werden. Ein vorbeifahrendes Motorboot brachte schließlich die drei Schiffbrüchigen ans Ziel, nach Fort Amsterdam.

Aber die Sache hatte noch ein unangenehmes Nachspiel. Das Boot war doch weg. Kein geringer Verlust! Was da tun? Nun, man hat fünf Tage lang eifrigst gesucht, um es wieder zu finden. Mit den verschiedensten gemieteten Motor- und Ruderbooten wurde der Fluß nach allen Richtungen abgeschleppt. Aber ohne jeden Erfolg! Das kostete viel Geld. Und auch das Rad war nur geliehen gewesen! Kurz viel Mißgeschick und Ungemach. Und doch war es zum Danken, daß kein Menschenleben zu beklagen war. So kann man auch bei kleinen Touren ganz unerwartet in äußerste Gefahr kommen, wenn uns nicht der in der Höhe, der größer ist als alle Wasserwogen, in seinen Schutz nimmt.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 4. April 1914. 15. Jahrgang.

Osterfeier im heiligen Rußland.

Von einem früheren Zögling der Kleinwelkaer Mädchenanstalt (G. Krausch bei Moskau).

Schon seit Jahren hatte ich den Wunsch ausgesprochen, einmal bei der nächtlichen Osterfeier der Russen zugegen zu sein. Zwar hatte ich schon viel darüber gehört, konnte mir jedoch kein klares Bild davon machen. Endlich sollte nun mein Wunsch in Erfüllung gehen. Mein Vater hatte eine zuverlässige Frau gebeten, mich mitzunehmen. Da es in dem Dorfe, bei dem wir wohnen, keine Kirche gibt, so mußten wir in das nächste Dorf wandern. Nachts um 11 Uhr machten wir uns auf den Weg. Der Himmel war sternklar, und es war ziemlich kühl, wie in sternhellen Nächten meist. In einer halben Stunde hatten wir unser Ziel erreicht.

Im Dorf ging es sehr lebendig zu. Alt und Jung versammelte sich auf dem Kirchhof, der die Kirche umgibt. Jeder Festteilnehmer hielt eine brennende Kerze in der Hand. Meine Begleiterin zeigte mir, nachdem sie auch für uns Kerzen gekauft hatte, die Gräber mehrerer Bekannten. Die Schrift auf den Grabsteinen war nicht zu entziffern, es war zu dunkel. Plötzlich sah ich mich ganz erstaunt um, ich bemerkte, daß der ganze Kirchhof mit Lampions erhellt wurde, so ungefähr wie man es bei Gartenfesten zu tun pflegt. Es war nicht leicht, sich zu sagen, daß es sich hier nicht um ein Gartenfest, sondern um eine kirchliche Feier handelte. Als es 12 Uhr schlug, traten zwei Popen in silbergestickten Gewändern aus dem, ebenfalls mit Lampions und Tannengrün geschmückten Portal der Kirche. „Christos woskres!“ = „Christus ist auferstanden!“ riefen sie, und „Wo istinu woskres!“ = „Ja, er ist wahrhaftig auferstanden!“ antwortete die Menge.

Unterdessen hatten sich alle zu einem Zuge geordnet. Voran schritten Männer und Knaben mit den vergoldeten Kirchenfahnen und Heiligenbildern, hinter ihnen kamen die Popen mit den Weihrauchkesseln, den Schluß machten die Kirchgänger. Unter dem Gesang eines Osterliedes bewegte sich der Zug um die Kirche herum. Die Glocken läuteten, und eine Menge Raketen und anderes Feuerwerk wurde abgebrannt. Als der Festzug wieder am Kirchportal angelangt war, begab man sich in die Kirche.

Diese war in drei Räume eingeteilt, zwei für das Volk und einen für die Popen. Die Wände waren mit vergoldeten Heiligenbildern und Darstellungen aus der Bibel geschmückt. Alles war reich mit Gold verziert. Die Popen begannen nun gewissenhaft der Reihe oder dem Range nach, zu jedem einzelnen der Heiligenbilder zu gehen, sich vor jedem zu bekreuzen und mit Weihrauch zu besprengen. Während dieser Zeremonie sang der Chor, welcher aus zwei Teilen (Männer und Frauen) bestand, verschiedene Osterlieder.

Von dem übrigen Gottesdienst habe ich herzlich wenig verstanden, denn es wurde alles slavisch ge-

sprochen. Der größte Teil der Menge verstand jedoch auch nichts davon, denn obwohl die Russen in der Schule etwas Slavisch lernen, sind sie dieser Sprache doch nicht mächtig. Es ist auch sehr begreiflich, ein deutsches Kind würde ebenfalls, wenn es zwei bis drei Jahre in der Schule französisch gelernt hätte, in Frankreich keine Predigt verstehen. Was gehalten wurde, war auch keine richtige Predigt. Ein Pope las etwas aus zwei großen vergoldeten Büchern vor; eines davon war das Evangelium in slavischer Sprache. Jedesmal wenn der Name Christus gelesen wurde, bekreuzte sich jeder Russe. Zu gleicher Zeit ging ein greiser Kirchendiener umher und sammelte Geld ein. Uebrigens nahm sich jeder der Spendenden einen Teil seiner Gabe wieder zurück, also wechselte dabei größere Geldstücke. Sie legten 20 Kopeken auf den Teller und nahmen 18 oder 19 wieder zurück. Auch fiel mir auf, daß die Popen während der Feier viermal ihr Obergewand wechselten. Erst trugen sie ein silbergesticktes, dann ein schwarzsamtnes, ein goldgesticktes und zuletzt ein rotseidnes. Kopfbedeckung trugen sie keine, ihr langes Haar wärmte sie schon zur Genüge.

Den Schluß der Feier bildete die Weihe der Osterkuchen und Ostereier und der „Pascha". Letzteres ist eine Osterspeise und besteht hauptsächlich aus Quark. Jeder Russe hat die genannten Schätze vorsorglich in ein Tuch geknüpft, mit einem brennenden Licht versehen, auf einen langen Tisch aufgestellt. Nachdem zwei Popen die ganzen Osterherrlichkeiten mit Weihrauch besprengt hatten, verkündete der Aeltere, daß nun die Fastenzeit zu Ende sei, von morgen dürften alle wieder Fleisch und andere in der Fastenzeit verbotenen Speisen genießen.

Damit war die Osterfeier beendet. In einem Knäuel drängte sich die Menge zum engen Ausgang hinaus. Draußen war es schon fast ganz hell. Im Osten rötete sich der Himmel, und ein dichter Nebel lagerte über dem Flusse. Im ganzen Dorf krähten die Hähne. Die Feier hatte 3½ Stunden gedauert. Kein Wunder, daß alles todmüde war und jeder sich auf sein warmes Bett freute. Ich konnte kaum noch gehen, denn drei und eine halbe Stunde stehend etwas anzuhören, ist gerade kein Vergnügen. Als ich endlich daheim angelangt war, legte ich mich sofort ins Bett, um die versäumte Nachtruhe nachzuholen. Noch im Schlaf meinte ich die monotone Stimme der Popen zu hören.

Eine Surinamer Missionsreise.

Bilder von der Arbeit des Bruders H. C. Pawel in Groningen. Dankbrief an die Herrnhuter Sonntagsschule (gekürzt).

Der Kirchbau in Uitkijk.

Liebe Kinder!

Sehr erfreut war ich, als ich durch Herrn Missionar Schärf 11 Mark als eine Gabe von Euch zugesandt erhielt für den Kirchbau in Uitkijk (Eutkeik). Es war eine große Ueberraschung für mich. Nehmt also den herzlichsten Dank dafür, aber nicht nur ich danke Euch, sondern die ganze Gemeine läßt sich sehr schön bedanken.

Am 30. Oktober 1913 durften wir das neue Kirchlein einweihen. Es war ein großer Festtag für Alt und Jung, denn alles freute sich und dankte Gott für seine gnädige Hilfe. Wohl hatten wir an diesem Festtag noch eine Bauschuld von 360.— Gulden, aber vier Tage darauf konnten wir 160.— Gulden davon abbezahlen, so daß wir nur noch 200.— Gulden Schulden haben. Der ganze Bau kostet 1788,70½ Gulden. An Arbeitslohn haben wir nur 380,40 Gulden ausgeben müssen; denn alles, was helfen konnte, half freiwillig mit.



Eine Kirche im Buschland in Suriname (Südamerika).

Das Arbeitsgebiet.

Nun will ich Euch etwas von meiner Arbeit erzählen.

Ich habe einen ziemlich großen Arbeitskreis. Groningen ist mein Wohnort. Dort zählt die Hauptgemeine 453 Mitglieder (Neger), zu denen noch 53 Kuli (Arbeiter) aus Britisch-Indien kommen. Dann aber habe ich noch drei Filialgemeinen zu bedienen: Uitkijk mit 118, Carolina mit 139 und Vierhendriken mit 88 Mitgliedern. Diese Gemeinen liegen nicht dicht bei einander, sondern ziemlich zerstreut. Und da es hier keine Straßen gibt, so muß ich alle diese Gemeinen mit einem Boot besuchen. Alle fünf bis sechs Wochen bin ich auf Reisen. Eine solche Reise dauert von Sonntag Abend bis Freitag. Gäbe es Straßen, so daß man diese Strecken im Wagen zurücklegen könnte, so könnte dieselbe Arbeit in der halben Zeit getan werden.

Außer diesen Gemeinen habe ich noch eine andere zu bedienen, welche 820 Mitglieder zählt. Diese wohnen ganz weit oben am Saramakkafluß. Unter

ihnen sind zwei Evangelisten angestellt, die Schule und Gottesdienst halten.

Die Bootsfahrt ins Buschland.

Zu diesen „Buschnegern" fahre ich dreimal im Jahr. Diese Reise dauert drei bis vier Wochen, obwohl ich ein gutes Stück Wegs die Eisenbahn benützen kann. Ich fahre in einem Corjal, einem Boot, das aus einem Baumstamm gemacht ist. Dieses Boot wird von zwei Buschnegern geleitet, und zwar sitzt einer hinten mit einem Paddel, der andere steht vorn an der Bootsspitze mit einem langen Stock, um das Boot damit abzustoßen. So geht die Fahrt ununterbrochen von früh bis abends. Da es aber sehr heiß ist, so wird ein Zelt aus Palmblättern über das Boot gespannt. Darunter sitze ich, oder vielmehr muß ich halb liegen, da es zum Sitzen meist zu niedrig ist.

Der Abend im Urwald.

Bricht der Abend herein, so gibt es kein Haus zum Schlafen. Darum werden schnell zwei starke Stöcke tief in den Sand gesteckt. An diese wird eine Hängematte gebunden, oben drüber wird ein Dach von zwei oder drei Palmblättern gebreitet, zum Schutz gegen Tau und Regen. Auch die Buschneger tun das Gleiche. Dann geht es ans Kochen, denn den ganzen Tag haben wir außer dem Morgenkaffee nichts Warmes genossen. Das Kochen geht schnell von statten. Da ich mehr müde als hungrig bin, so koche ich eine gute Tasse Kaffee oder eine Reissuppe. Die zwei Buschneger kochen sich einen Fisch, den sie während der Fahrt mit Pfeil und Bogen geschossen haben oder sie kochen sich einen Affen, wenn sie einen schießen können. Ohne Flinte, Pfeil und Bogen gehen diese Leute nie auf Reisen. Auch mir wird ein Stück von diesem menschenähnlichen Tier angeboten, da ich mich aber nie entschließen konnte, Affenfleisch zu essen, so danke ich auch diesmal dafür.

Nach der Mahlzeit legt sich jedes zum Schlaf in seine Hängematte, und, obwohl man ganz im Freien übernachtet ohne Haus tief im Urwald, wo Tiger und Schlangen hausen, so schläft man doch sehr bald ein, denn man ist müde. Auch wissen wir, daß uns ohne des Herrn Willen nichts geschehen kann.

Der Dorfbesuch.

Am folgenden Morgen geht die Fahrt weiter und wir kommen gegen Abend in Jacobkondre an, einem Buschnegerdorf. Hier verweile ich $1\frac{1}{2}$ Tage. Ehe wir an ein solches Dorf kommen, schießen die Buschneger zweimal hintereinander als Zeichen für die Einwohner des Dorfes, daß sie wissen, der Missionar kommt. Dann rennt alles, was Beine hat, um sich schnell festlich zu machen; und ehe wir an die Landungsstelle kommen, stehen schon eine große Menge Kinder und große Leute zum Empfang bereit. Noch ehe ich aus dem Boot heraussteige, singt die ganze Schar einen Segensvers nach dem andern. Sie singen und singen ohne Aufhören, und so ist es begreiflich, daß ihr Vorrat an auswendig gelernten Versen auch einmal zu Ende geht. Aber gesungen muß werden, und darum kommt es nicht darauf an, wenn dazwischen als Segensvers das Lied „Nun ade, du mein lieb Heimatland" auf holländisch gesungen wird, ist es doch auch ein Lied. Und der



Ein Landungsplatz im Surinamer Buschland.

Missionar muß bei den Buschnegern auch ein Buschneger werden und darf sich nicht daran stoßen, wenn ihm schon beim Empfang ein Abschiedslied gesungen wird. Es ist ja gut gemeint, und das ist die Hauptsache.

In der Predigt sitzen die Leute sehr andächtig da und hören zu. Alle kommen gut gekleidet, in weiß oder bunt. Dann aber setzen wir unsere Reise fort, immer tiefer in den Urwald hinein.

Immer tiefer ins Buschland.

Die Reise wird später beschwerlicher, denn es gilt Wasserfall auf Wasserfall zu passieren. Aber über alle Fälle, ausgenommen einen Fall, stoßen die Buschneger das Boot hinauf, ohne daß ich auszusteigen brauche. Auch geht alles ziemlich schnell. Nur muß man bei solchen Kletterfahrten darauf gefaßt sein, daß man einen „Schwaps" Wasser ins Boot bekommt.

Wir kommen allmählich nach Kwattahede und dann nach Makajapingo. Makaja heißt Tiger und Pingo Wildschwein. Von dort geht die Fahrt nach Pakka=pakka. Diese Ortschaften liegen ungefähr $^3/_4$ Tagereisen von einander entfernt. Dann wiederholt sich der schon beschriebene Empfang, und auch bei der Abfahrt wird wieder gesungen. In Pakka=pakka begleiten mich immer ein Stück Wegs 2 oder 3 Boote mit jungen Leuten, die ununterbrochen singen und Glückwünsche und „Auf baldiges Wiedersehen" zurufen. — Schließlich haben wir noch das lange Stück Wegs vor uns bis Boschland und Malombabasoe.

Das Steinhotel und der vermeintliche Tigerbesuch.

Diese Reise von Pakka=pakka bis Boschland dauert zwei volle Tage. Also müssen wir unterwegs übernachten. Als Hotel habe ich mir schon auf der ersten Reise einen schönen, großen, ziemlich platten Stein ausersehen, der mitten im Fluß einen Meter hoch aus dem Wasser hervorragt. Da wird die Hängematte als Matratze benutzt. Euer Bett zu hause ist sicherlich weicher als dieses hier; aber Jakob hatte ja auch auf seiner Reise nach Mesopotamien nur einen Stein als Kopfkissen und hat sehr gut geschlafen, besser als zu Hause, denn da hat er Gott schauen dürfen. Hier kochen die Buschneger einen Affen ab, ich koche mir einen Reisbrei und Tee, und während alles so kocht, mache ich es mir bequem. Da der Stein zehn Meter lang und sieben Meter breit ist, kann man sich schon gut darauf einrichten; und da von Pakka=pakka aus noch vier Buschneger sich den ersten zwei zugesellt haben, denn zwei Mann allein können das Boot nicht mehr über die Wasserfälle bringen, dazu sind mehr Leute nötig, so sind wir nun sieben Mann. Alle logieren auf diesem Stein, ich in der Mitte und die anderen an den Seiten ringsherum, ich bin also von einer lebendigen Mauer umhegt. Nachdem sich alles gestärkt hat, halte ich Abendsegen mit den Leuten, und dann legt sich jedes zum Schlaf nieder. — Auf meiner ersten Reise rollte ich etwas ab und gerade einem Buschneger aufs Gesicht. Da erschrak dieser dermaßen und brüllte, daß der Urwald fast erbebte. Ja, auf den Schrei hin erwachten alle und brüllten wie aus einer Kehle, denn sie meinten, ein Tiger wäre zu uns gekommen, da der Fluß nur sehr seicht war. Als sie aber erfuhren, was eigentlich los war, fing ein allgemeines Gelächter an.

Ja, nun dachte niemand mehr ans Schlafen, obwohl es erst $^1/_2$2 Uhr war. Ich machte mich daran, für den kommenden Tag Plinzen zu backen. Um drei Uhr war ich fertig, dann frühstückte ich gleich, und um fünf Uhr fuhren wir ab. — Abends sechs Uhr waren wir in Boschland. Hier war die Reise zu Ende, denn weiter flußaufwärts wohnen keine Menschen mehr. Hier blieb ich drei Tage. Jeden Tag hielt ich Gottesdienst, Taufen und Trauung. Auch hier freuten sich die Leute über meinen Besuch.

Flußabwärts im Flug.

Nun kam die Abschiedsstunde heran, das Boot wurde zur Heimreise geladen. Zu einer solchen Heimreise möchte ich Euch, liebe Kinder, einmal einladen. Wie würdet Ihr jauchzen! Denn jetzt fahren wir nicht mehr, sondern fliegen flußabwärts. Die Wasserfälle hinunter schießt das Boot wie ein Pfeil, noch viel schneller als Eure Schlitten im Winter die Berge hinabsausen. Also, obwohl wir hier keinen Schnee kennen, so machen wir uns auf andere Weise Rutschpartien. Denkt Euch nur, erst um acht Uhr sind wir in Malombabasoe abgefahren und schon um drei Uhr sind wir in Pakka=pakka, also in nur sieben Stunden, wozu wir auf dem Hinweg zwei volle Tage nötig hatten. Ueberall wo wir anhielten, wurde nochmals Predigt gehalten. Im ganzen durfte ich 1913 da oben bei den Buschnegern 23 Kinder und drei Erwachsene taufen, acht Leute konfirmieren und drei Paare trauen. Solche Reisen habe ich gemacht im Januar, Februar, Mai, August, September 1913, und, so Gott will, reise ich Mitte Februar 1914 wieder hin. Wenn ich dann heimkomme, da ist die Freude groß. Besonders freut sich Klein=Elisabeth sehr, daß Papa wieder da ist, aber in meinem Kopf schaukelt es noch einige Tage, ja ich meine oft noch die überlauten Stimmen der Buschneger zu hören.

So ist die Missionsarbeit oft schwer, aber sie ist eine sehr schöne Arbeit. Doch um für den Heiland zu arbeiten braucht man nicht erst Missionar werden, sondern jeder Mensch, der den Heiland lieb hat, kann zu Hause auch für ihn arbeiten. —

Mit nochmaligem herzlichem Dank für Eure liebe Gabe grüßt Euch alle herzlich

Euer Freund
H. C. Pawel.

Rätsel.

Das bedeutet in der Frühe
Neuen Tages neue Mühe,
Aber auf dem Kaffeetisch
Prangen die am Morgen frisch.

Qu.

Herzlichen Dank

für ein Taufbecken und eine Kanne aus gesammeltem Stanniol, von der kleinen Sonntagsschule in Herrnhut zur Verfügung von Schw. Auguste Schmidt in Deutsch=Ostafrika erhalten.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 5. Mai 1914. 15. Jahrgang.

Aus dem Lande der Sklaverei.

Von P. O. Hennig, Vorsitzender der Missionsdirektion der Brüdergemeine in Herrnhut.

Das heutige Deutsch-Ostafrika war ehedem das große Gebiet, in dem die arabischen Sklavenjäger ihre Beute suchten. Es wird uns erzählt, daß jedes Jahr an 12 000 Männer, Frauen und Kinder auf dem Sklavenmarkt in Sansibar verhandelt wurden, um von da in die mohammedanischen Länder zerstreut zu werden. Freilich, um 12 000 Sklaven auf den Markt bringen zu können, hatten Hunderte von kleinen und großen Dörfern zerstört werden müssen. Da gab es selbstverständlich Mord und Blutvergießen. Noch heut sind viele afrikanische Dörfer Festungen vergleichbar, die etwa in die Felsen versteckt angelegt sind oder durch große Pallisaden gegen einen Einbruch der Feinde sich zu schützen suchen. Ja jede Hütte hat verschiedene Ein- und Ausgänge, die wiederum in verschiedene, von einander getrennte Höfe führen, so daß man sich in dem Labyrinth eines solchen Dorfes als Fremder kaum zurecht finden kann. So wehrten sich die armen Eingeborenen Afrikas gegen die schmählichen Ueberfälle durch die arabischen Sklavenjäger, und doch wußte kein Dorf am Morgen, ob es am Abend noch stehen, oder vielleicht verbrannt oder zerstört, mit Toten und Sterbenden angefüllt sein würde, während die am Leben gebliebenen als Gefangene, in langer Kette an einander gefesselt, hungernd und dürstend auf engen Wegen durch den Urwald der Küste zu sich bewegten, um nun ihr ganzes Leben hindurch das Los der Sklaverei zu tragen. Auf dem Boden des Missionshauses in Urambo fand ich eine Menge eiserner Hand- und Fußeisen, die die deutschen Truppen bei der Eroberung des Landes solchen Sklavenkarawanen abgenommen hatten. Da ist es wohl zu verstehen, wenn uns erzählt wird, daß jedes Jahr durch diese bösen Sklavenjagden an 60 000 Menschenleben vernichtet wurden. Nur ein Fünftel fristete in der Sklaverei schließlich ein trauriges Leben fern von der Heimat.

Lange bevor ich das Land selbst betreten hatte, war ich schon in persönliche Berührung mit manchen dieser armen früheren Sklaven gekommen. In unsern Hottentottengemeinen in Südafrika fielen mir gleich bei der Ankunft eine Reihe viel dunklerer Gesichter auf mit anderer Art und Typus, und auf meine Frage, wer sie wohl sein möchten, wurde mir erwidert: Mozambiquer, d. h. irgendwo her aus Ostafrika stammende und durch die englische Regierung in Freiheit gesetzte Sklaven. Bald lernte ich den einen oder den anderen von ihnen kennen. Welch traurige Geschichte haben sie mir erzählt! Nikodemus, der noch als ein kleiner Knabe von der Hand der Mutter weggerissen wurde, sagte: Wie man ein Lamm von der Schafmutter wegreißt, so haben sie es mit mir getan. Vor allem aber will ich euch erzählen, was mir die alte Louise berichtet hat. Als ich sie

kennen lernte, war sie eine ganz alte Frau, kaum mehr imstande, sich fortzuschleppen. Kopf und Hände zitterten beständig. Aber wie andächtig lauschte sie dem Wort der Predigt! Als ich näher mit ihr bekannt geworden war, sagte ich einmal: Louise, du mußt mir einmal von deiner Jugend erzählen! Und richtig — einige Tage später saß die liebe Alte neben mir in meiner Stube bei meinem Schreibpult, und während sie mir erzählte, habe ich mir alles aufgeschrieben. Wo das Land ihrer Väter lag, ja wie sollte sie das wissen? Sie wußte kaum mehr den Namen ihrer Heimat. Aber sie wußte, daß sie eine Mutter gehabt hatte, die sie ebenso liebte, wie ihr eure Mutter liebt. Auch hatte sie einen älteren Bruder, und der war offenbar als Diener und Helfer zu den Sklavenjägern gegangen. Eines Tages erschien er, sehr verstimmt und zornig, denn während er in der Ferne gewesen war, hatte man ihm seine Frau wieder weggenommen, wie das manchmal unter den Heiden in Afrika geschieht, und er sollte aufs neue eine größere Summe oder ein Stück Vieh oder des etwas an den Vater seiner Frau zahlen. Aber er besaß nichts. Da kam er auf den schrecklichen Gedanken, seine kleine 5 jährige Schwester als Zahlung zu geben. So sah sich die kleine Louise eines Morgens, auf den Schultern ihres Bruders sitzend, weggetragen, um, ohne daß sie es wohl ahnte, niemals mehr Mutter und Heimat wieder zu sehen, sondern als Sklavenkind fremden Menschen in einem fremden Dorf übergeben zu werden. Ueberall in dem Heidenlande besteht ja die Sklaverei. Die einen sind Herren, die anderen Sklaven. Und so kam Louise zu einem alten kinderlosen Ehepaar, das sich freute, wieder ein Kind im Hause zu haben. Sie wurde durchaus nicht schlecht behandelt. Aber Sklave ist Sklave. Plötzlich sah sie sich einmal um eine Metze Korn, ein ander Mal um ein Stück Zeug verhandelt, vertauscht und wieder bei andern Leuten. Hier hatte sie es gut, dort schlecht, und dem kleinen schwachen Mädchen war die Arbeit, die man ihr auftrug, oft eine entsetzliche Last.

So kam sie mit anderen derartigen Kindern auf den Gedanken, wegzulaufen. Und richtig, in einer unbewachten Stunde entflohen sie durch den Wald, bis sie an einen größeren Fluß kamen. Ihre älteren und größeren Begleiter sprangen und schwammen mutig durch denselben hindurch. Sie aber fürchtete sich, zögerte einen Augenblick am Ufer, und doch war dies ihre Rettung. Denn gerade als die anderen Kinder das Wasser passiert hatten, schoß ein Krokodil heran und hätte Louise sicher erfaßt, wenn sie schon im Wasser gewesen wäre. — Ein ander Mal war sie allein entflohen. Als der Abend kam, kletterte sie auf einen Baumstamm und klammerte sich an einem der großen Aeste, um dort die Nacht zu verbringen. Wie leicht hätte sie herunterfallen können während des Schlafes und wie leicht hätte sie eine Beute der wilden Tiere werden können, deren leuchtende Augen sie in der Dunkelheit unter sich sah! „Damals wußte ich noch nicht, daß der Herr und seine heiligen Engel uns in solcher Not schützen und bewahren; und er hat mich bewahrt, weil ich doch noch einmal ihn kennen lernen sollte.“ Sie ist wohl wieder nach Hause zurückgegangen, weil sie doch auf ihrer Flucht keine Hilfe gefunden hatte. So mochte sie schließlich 12 oder 14 Jahr alt geworden sein, als sie aufs neue verkauft, diesmal aber mit vielen anderen auf langen Wegen nach Süden und Südosten



Geisterhütte in Deutsch-Ostafrika.

zu getrieben wurde. An jedem neuen Lagerplatz fanden sich neue Scharen ein, manche auf das elendeste gefesselt und zusammengebunden. Endlich schauten sie zwischen den Hügeln plötzlich ein Bild, wie sie es noch nie gesehen. Da lag das große weite Meer, von dem sie kaum je etwas gehört hatten. Sie waren an der Küste, und nun sollte erst recht, leider unter den Händen weißer, wahrscheinlich portugisischer Sklavenhändler, die Leiden der Sklaverei beginnen. Wills Gott erzähl ich euch in einiger Zeit, was Louise weiter erlebt hat.



Befreite Sklavenkinder in Urambo.

Ein Unglück, das auf Ungehorsam folgte.

Br. R. Schmidt erzählt in einem Brief seinem Sohn Theo ein ernstes Erlebnis, das in Gnadental in Südafrika am Sonntag den 25. Januar geschehen ist und das allen Kindern eine ernste Mahnung zur Folgsamkeit sein wird. Br. Schmidt schreibt:

Letzten Sonntag ist ein großes Unglück geschehen. Arm in Arm gingen Theo Dietrich und ein angenommener Sohn von Br. Rudolf Balie (der früher Missionar in Pella war), zur Kinderstunde. Br. Rudolf Balie hatte den Jungen noch gesagt: „Daß Ihr nicht schwimmen geht, Ihr könnt ertrinken!" Auf dem Wege zur Kirche sagte der kleine Balie zu Theo: „Komm, wir wollen schwimmen gehen!" „Nein", sagte Theo, „meine Mutter hat gesagt, ich soll in die Kinderstunde gehen, und nachher wollen wir in die Kloof gehen." So ging Theo zur Kirche und der kleine Balie und andere gingen nach Stroomdrift schwimmen! Der Fluß war voll Wasser. Der kleine Balie kannte die gefährlichen Löcher nicht, er glitt in ein solches Loch und ertrank! Die Kinder, die dabei waren, waren zu klein, um zu helfen. Als ich am Sonntag Abend von Typerhook kam, war das Kind noch nicht gefunden. Am Montag ging ich zur Unglücksstätte. Das Floß, das die Leute gemacht hatten, kippte immer um, und der Mann, der darauf stand, fiel ins Wasser. Alles Tauchen war vergeblich. So gab ich ihnen den Rat, das Floß breiter zu machen, so daß vier Mann darauf sein konnten, und es an langen Tauen von einen Ufer zum anderen zu ziehen über der Unglücksstätte, und dabei mit Rechen und Haken den Grund des Flußes abzusuchen. Da fanden sie das arme Kind! Es ist nun begraben. Das war ein Herzeleid für die Eltern! Wie gut, daß der kleine Theo Dietrich gehorsam war!

Ein seliges Ende.

Von einem Missionar aus Suriname.

Ich saß am Bette einer schwer Kranken. Sie hatte herzlich nach meinem Besuch verlangt und erzählte mir aus eigenem Antrieb ein Stück ihrer Lebensgeschichte. Als Marktfrau wollte sie ihren Unterhalt erwerben. Anfangs hatte sie kein rechtes Glück, besuchte aber damals noch regelmäßig die Kirche. Später ging ihr Geschäft besser, und da ließ sie nach in dem Besuch des Gotteshauses, die letzten acht Jahre kam sie fast garnicht mehr hinein. Freilich Ruhe ließ ihr der Geist Gottes nicht bei diesem Leben. Jedesmal wenn die Glocken zur Kirche läuteten, sagte ihr eine Stimme: „Hörst du, sie rufen auch dich zum lieben Gotteshaus, das ist nicht recht, daß du fortwährend die Versammlungen versäumst!" Dann aber sagte ihr böses Herz jedesmal wieder: „Ach, man kann auch auf dem Markt beten, und übrigens kann man doch auch abends die Kirche besuchen. Außerdem, segnet nicht der liebe Gott gerade am Sonntag das Geschäft mit reichem Ertrag?" Weiter fuhr sie fort: „Siehst du, Lehrer, so habe ich es diese acht Jahre hindurch getrieben. Ich hatte mir gegen 1300 Mark gespart und dachte, wenn ich alt bin und den Markt nicht mehr besuchen kann, dann habe ich Zeit genug, wieder in die Kirche zu gehen. Aber was geschah? Vor ungefähr ³/₄ Jahren legte mich der Herr auf ein schweres Krankenlager, und da ich Geld hatte, glaubte ich, meine Gesundheit durch Doktor und Apotheke bald wiedererlangen zu können. Doch jetzt ist all mein Geld in den Händen jener, ich liege hoffnungslos hier und bin dabei noch ganz trostlos, weil ich fühle, daß mich der Herr wegen meiner vielen Sünden straft, besonders aber dafür, daß ich den Sonntag so lange entheiligt habe. Ach wie oft kommt mir jetzt das Wort Gottes vors Gemüt: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, was der Mensch säet, das wird er ernten! Das allerschwerste aber ist mir nicht etwa, daß mein Geld weg ist, oder daß ich krank bin, nein, ich fühle,

ich muß bald sterben, doch so wie ich bin, gehe ich verloren. Aber mein lieber, guter Lehrer, weißt du denn keinen Rat für mich? Ach, ich will ja alles leiden, nur nicht ewig verloren gehen!"

Wie freute ich mich über das offene Bekenntnis, und wie war die arme Negerin ihrerseits erfreut, als ich ihr vom Sünderheiland erzählte, daß er ja gerade gekommen sei, um zu suchen und selig zu machen, was verloren ist! Freilich machte auch sie nun zuerst den Einwurf, daß sie es zu arg getrieben und seine Gnade zu lange mißbraucht habe. Doch zuletzt sagte sie: „Nun gut, du mußt es besser wissen als ich, ich will glauben, was du sagst, den Heiland um Vergebung meiner Sünden bitten und zufrieden sein, wenn ich im Himmel auch nur ein Plätzchen auf der Türschwelle finde".

Als ich sie nach einigen Tagen wieder besuchte, begrüßte sie mich mit großer Freude, denn sie begann die tröstende Gnadenarbeit des Geistes Gottes zu fühlen. In zutraulicher Weise ließ sie mich noch tiefe Blicke tun in ein sündiges Negerleben und gab mir dadurch gleichsam einen Schlüssel in die Hände, zu anderen sündigen Herzen gelangen zu können. Bald darauf aber ist sie im festen Glauben an ihren Heiland selig heimgegangen.

Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde!

Von Schw. S. Nordheim, bis vor Kurzem in Leh, Himalaya.

Hoch in den Bergen des Himalaya-Gebirges, im Innern Asiens liegt das Land Tibet. „Wilde" sind die Tibeter nicht. Sie treiben Ackerbau, Handel, Gewerbe und Schafzucht und sind gute, zuverlässige Leute. Aber fast alle sind noch Heiden und sehr abhängig von ihren buddhistischen Priestern. Diese Priester nennt man Lamas. Sie verkleiden sich und sehen dann ganz schrecklich aus, so daß sich die Leute vor ihnen fürchten. Aber das wollen sie gerade.

Wenn nun ein Mann Christ werden will, so nehmen ihm die Verwandten all sein Hab und Gut weg, und der reichste Buddhist wird dann ein sehr armer Christ. Ein solcher Christ hatte sich durch jahrelange fleißige Arbeit so viel verdient, daß er sich wieder ein Häuschen bauen und mit seiner frommen Frau und dem Töchterchen bescheiden, aber ohne Schulden leben konnte. Er stammte aus einem vornehmen Hause und war mit einem der mächtigsten Oberpriester gut bekannt. Eines Tages trafen sich die beiden, und im Laufe des Gespräches sagte der heidnische Priester zu dem Christen: „Sag mal, verlangt deine Religion, daß du uns Heiden verachtest?" „O nein," sagte der Christ, „ich verachte euch nicht". „Aber beweise das!" bittet der Priester. Der Christ horcht auf. „Weißt du, du könntest bei unserem Neujahrsfeste uns, den Priestern, ein Zeichen geben, daß du im Herzen noch unsere Religion lieb hast. Wenn die treuen Buddhisten abends ihre Häuser mit brennenden Lämpchen schmücken (um gute Geister aus der Luft heranzulocken), dann stelle du doch wenigstens ein oder zwei Lämpchen ins Fenster — nur uns Priestern zum Zeichen, daß du noch ein wenig zu uns gehörst. Niemand soll davon erfahren, kein Missionar, kein Christ. Willst du?" „Hm!" sagt der Christ, „und was bekomme ich dafür?" Der Priester nennt eine Summe Geldes. „Und was noch?" fragt der Christ. „Einen Acker." „Was noch?" „Ein Kleefeld." „Was noch?" „Noch mehr" Nun, ich will dir zu einem netten Besitztum im benachbarten Dorf verhelfen? „Was noch?" „Ja, noch mehr?" fragt der Oberpriester entsetzt, „was willst du denn noch?" Bedächtig antwortet der Christ: „Sieh, was du von mir willst, ist doch im Grunde nichts weiter, als daß ich meinen Heiland verleugne und verwerfe. Damit verliere ich aber meine Gewissensruhe, meinen Frieden, mein ganzes Glück im Leben und im Sterben. Und für diese Schätze bietest du mir Haus und Felder? Nein, du mußt mir wenigstens ein Herz geben, daß mit solch jämmerlichem Tausche zufrieden ist." Betreten erwidert der Priester: „Das kann ich nicht!" „Nein, das kannst du nicht. Also behalte du deine Reichtümer und laß mir meinen Heiland."

Wer von uns würde handeln wie dieser schlichte Christ da oben im fernen, rauhen Himalaya-Gebirge?

Für Unyamwesi!

Eine große Begeisterung geht gegenwärtig durch unsere deutschen Brüdergemeinen und durch die Kreise unserer Missionsfreunde. — Denkt Euch! Wie viele andere Missionsgesellschaften, so hat auch die Brüdermission fast alljährlich in ihrer großen Missionsrechnung Fehlbeträge, d. h. sie hat nicht Geld genug, um all die Kosten ihres großen Missionswerkes sofort zu bezahlen. Und da ist nun sogar die Frage aufgetaucht, ob die Brüdergemeine nicht eines ihrer Arbeitsfelder, etwa die Hälfte des deutsch-ostafrikanischen, das Land Unyamwesi, an eine andere Mission abgeben müsse. „Aber nein," ruft die Missionsgemeine, „das dürfen wir nicht zulassen. Da wollen wir lieber viel, viel Geld sammeln und viel beten, daß Gott uns dies herrliche Gebiet erhält!" — Nicht wahr, dabei tut ihr doch alle mit? Sammelt und betet für Unyamwesi! Unsere Bilder versetzen uns grade in jenes schöne Land.

Rätsel.

Mit au ist es bei Freud, mit u ists gemein,
Mit a kann es günstig, gefährlich auch sein.
Mit o ists ein Name, der wohl dir bekannt,
Die nordische Sage hat ihn dir genannt,
Französisch gesprochen das letztere Wort,
Bezeichnets im Saal den geschlossenen Ort.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 6. Juni 1914. 15. Jahrgang.

Heiteres und Ernstes von den Indianer-Kindern in Moskito (Mittel-Amerika).

Einleitung. Br. W. Siebörger, der viele Jahre seines Lebens als tüchtiger Missionar im schönen Lande der Moskito-Indianer in Mittelamerika gearbeitet hat, ist am 11. Januar dieses Jahres in Neuwied a. Rhein heimgegangen. Wie viele heitere und spaßhafte Geschichten hat er uns erzählt! Und auch so viele ernste und eindringliche Berichte von seiner Arbeit gegeben! Wir sind seiner lieben Schwägerin in Neuwied und seinen sechs Söhnen zu Dank verpflichtet, daß sie uns für unsere liebe kleine Leserwelt aus Br. Siebörgers Papieren dies und das geliehen hat, das uns und Euch erfreuen kann. So heut das folgende anschauliche Bild von den Kindern der roten Menschen in Moskito.

Br. Siebörger schreibt: Ich möchte euch heute einmal von den Indianerkindern an der Moskitoküste erzählen. Doch vorerst beantworten wir die Frage:

Wie kommt man nach Moskito?

Wir fahren zunächst über Bremen nach New-York auf den großen und schönen Schiffen des Bremer Lloyd. Eine solche Fahrt über den Atlantischen Ozean kann sehr schön sein, wenn nämlich das Wetter günstig ist und man nicht sehr seekrank wird. Unsere letzte Fahrt nach New-York war eine stürmische, aber da ist es denn umso schöner, wenn man in den Hafen von New-York hineinfährt. Wir kamen dort am Abend an, und ich werde den schönen Anblick der großen Stadt mit ihren vielen erleuchteten Häusern, dahinter die große Brooklyner Brücke, welche mit ihren elektrischen Lichtern hoch in der Luft zu schweben scheint, nie vergessen. Von dort fährt man mit der Eisenbahn die lange Strecke bis nach New-Orleans, der großen Hauptstadt des Südens von Nordamerika, am Mississipi gelegen. Hier heißt es wieder zu Schiff gehen, und so kommt man endlich durch den Meerbusen von Mexiko an Cuba und Yukatan vorbei nach Bluefields an der Moskitoküste.

Das Moskitoland macht, von weitem gesehen, nicht gerade einen großartigen Eindruck. Es ist ein flaches Küstenland, welches nur im Hintergrunde einige Berge und Gebirgsketten zeigt. Umso schöner aber ist das Land selbst mit seiner allezeit grünen und üppigen Vegetation und der schönen Pflanzenwelt mit den verschiedenen Arten von Palmen. Dazu gibt es sehr viel Wasser, große Lagunen oder Strandseen, welche dem Landschaftsbild etwas helles und freundliches geben. — Auch das Klima ist nicht so unangenehm und kalt wie das des lieben deutschen Vaterlandes; es ist dort stets recht hübsch warm, ja oft sogar sehr heiß, sodaß man nie die Zimmer zu heizen braucht. — Auch ist dort hübsch Ordnung in der Natur, denn die Sonne geht nicht einmal um 5, dann um 6 Uhr auf und erst um ½9 Uhr wieder unter und umgekehrt, wie dies hier der Fall ist, sondern sie geht hübsch regelmäßig um 6 Uhr morgens auf und um 6 Uhr abends wieder unter. Auch eine Dämmerung

wie hier, von der man gar nicht weiß, wozu man sie rechnen soll, ob zum Tage oder zur Nacht, gibt es dort nicht. Da ist das Eine Tag und das Andere Nacht und damit fertig. — —

Doch nun zu

den Indianerkindern,

von denen ich euch erzählen wollte. Ein Missionar findet seine erste Arbeit, abgesehen von der Erlernung der Sprache, in der Schule, und da ist es gut, daß die Kinder, wenn sie den Missionar einmal kennen gelernt haben, sehr zutraulich sind. Eine Ausnahme von dieser Regel fand ich allerdings in Yulu, als ich dort zum ersten Male besuchte. Das Dorf war damals noch heidnisch und lag etwas abseits vom Weltverkehr, sodaß noch wenig weiße Leute dort gewesen waren. Die Kinder hatten sich darum, als weiße Leute kamen, alle versteckt, weil sie sich vor dem weißen Manne fürchteten. Wenn ich darum anfangs dachte, daß es dort keine Kinder gebe, so war ich dann umso erstaunter, als bei einem späteren Besuch mir der dortige Missionar eine Schar von 80 Kindern in der Schule vorführte.

Noch schlimmer aber ging es mir im Sandy Bay. Dort wollten mich die Frauen und Kinder erst gar nicht annehmen. Es hatte nämlich dort bisher nur ein schwarzer Missionar gepredigt und darum hatte sich die Meinung festgesetzt, daß es nur schwarze Missionare gebe. Da ich aber weiß war, konnte ich doch wohl kein Missionar sein. — Doch ich wollte euch ja von der Schule erzählen.

Ungebundenes Leben im Freien.

Da muß ich denn zuerst bekennen, daß die Indianerkinder die Schule gar nicht sehr lieben und ihr aus dem Wege gehen, wo und wie sie nur können. Es ist doch auch viel lustiger, mit dem Vater in dessen Boot auf den Fischfang zu fahren, wo man fortwährend so viel Neues und Interessantes sieht. Und da ist namentlich schön der weite Seestrand mit den unaufhörlich heranbrausenden Strandwellen, welche sich stets am Ufer überschlagen und dann schäumend und mit großem Getöse in sich zusammenbrechen. Da nimmt nun das Kind, unbekleidet wie es ist, ein Stück von einem alten Brett, setzt sich darauf und rudert sich mit einem andern Stück Holz durch die hochaufspritzenden Strandwellen hindurch in das Meer hinaus, dann aber dreht es um und schießt nun, von den Wellen getragen und getrieben, wie ein Pfeil dem Ufer wieder zu. Dabei werfen sie ja oft um und verschwinden dann für Minuten in der schäumenden und brausenden wilden Flut, aber da sie schwimmen können wie die Fische, so erhöht das nur noch das Vergnügen.

Und weiter sehen sie eins der stets frei herumgehenden Pferde. Schnell ist ein Strick bei der Hand, man macht an das eine Ende desselben eine Schlinge und wirft dieselbe mit geschicktem Wurf dem vorbeigaloppierenden Pferd über den Kopf. Die Schlinge wird angezogen, und das Pferd ist gefangen. Jetzt wird der Strick dem Pferd um die Schnauze gebunden und der Zügel ist fertig. Man schwingt sich hinauf, denn einen Sattel braucht man nicht; und nun geht



Missionshäuser (in Dakura) auf der Moskitoküste.

es in wildem Galopp dem Seeufer entlang und man ist bald in weiter Ferne und vergißt, daß es — Zeit zur Schule ist; und die Glocke hört man erst recht nicht.

Doch da kommt der Missionar an den Strand und nun läuft der Bursche schnell nach Hause, wirft sich den Kittel über, nimmt die Bücher zur Hand und ist bald in der Schule.

Die lustige Gesellschaft in der Schule.

Sehen wir uns denn die Kinder einmal an! Es ist eine muntere Gesellschaft, die man bald lieb gewinnt. Namentlich findet man es bald heraus, welche von ihnen Christenkinder sind, denn diese sind gesitteter und auch besser gekleidet. Am liebsten blieben sie ganz ohne Kleider, aber die Ordnung der Schule läßt das nicht zu. Die Mädchen müssen im Kleid erscheinen und die Knaben zum wenigsten mit einem kurzen Hemd bekleidet. Einer der Knaben wollte es einmal recht gut machen und erschien in seines Vaters Hosen; da der Vater aber ein ausnahmsweise großer Mann war, so verschwand der Junge fast ganz in den Hosen. Das war ihm aber noch nicht genug, denn er hatte darüber auch noch seiner Mutter Taille angezogen und sah so unbeschreiblich lustig aus. Das fiel jedoch außer mir niemanden auf.

Da war weiter Henry, mit dem mir einmal eine lustige Geschichte passierte. Wir bekamen alljährlich aus Sproitz bei Niesky (Oberlausitz) Hemden für die Knaben geschenkt, die wir ihnen dann als Weihnachtsgeschenk überreichten, wenn sie am Weihnachtsabend um unsern Christbaum versammelt waren. Einmal waren diese Hemden ausgeblieben, und wir hatten nur ein einziges zu vergeben. Da machten wir aus, daß der Knabe, welcher mit dem allerzerrissensten Hemde kommen würde, dieses eine neue Hemd als Weihnachtsgeschenk erhalten sollte. Das war Henry. Der erschien mit einem Hemde, welches keinen Zweifel zuließ, daß es das schlechteste war. Ich faßte ihn darum beim Kragen, indem ich sagte: „Du bist es". Aber o weh, er hatte ein böses Gewissen, wollte sich darum losreißen und beteuerte immer wieder „er sei es nicht gewesen!" Ich hielt ihn aber fest, denn hätte ich ihn losgelassen, wer hätte ihn wohl einholen können? Als ich ihm aber dann in der Nebenstube das schöne neue Hemd anzog, — wie klärte sich da sein Gesicht auf!



Schulklasse der Indianerkinder (Kap Gracias).

Da war auch der kleine Ernst, der eines Tages zu mir kam mit arg blutender Hand. Er hatte sich mit dem scharfen Buschmesser den Daumen abgehackt! Da hatte ich erst rechte Mühe, um das hervorströmende Blut zu stillen. Dabei verzog er keine Miene, so groß auch der Schmerz sein mochte. Als ich dann aber den Daumen wieder annähen wollte, da sagte er: Ja, den habe ich nicht, den hat ein Schwein gefressen! So läuft er denn tatsächlich noch heute ohne Daumen herum! Der arme Bursche!

Doch nun

an die Arbeit der Schule!

Eingeleitet wird die Schule mit einem kurzen Gebet. Dabei sind die Kinder immer recht still und andächtig. Sie sprechen ein vorgesagtes Gebet nach. Dann wird erst das A-B-C gelehrt. Die Kinder haben ein gutes Gedächtnis, und darum ist das bald auswendig gelernt, aber die Buchstaben zu unterscheiden und außer der Reihe einzeln zu nennen, das macht ihnen große Schwierigkeiten. Wenn die Buchstaben aussähen wie ein Vogel, wie ein Fisch oder ein Wild, dann würde es ja besser gehen, oder wenn sie auch nur Namen hätten wie Hans oder Jacob, bei denen man sich etwas denken kann, aber so kurze Namen wie a, b, c! Und

dabei sind diese Dinger so sehr klein! Darum gibt der Missionar den Kindern allerlei Merkzeichen. Er sagt z. B.: Sieh, das kleine e hat nur ein Auge, f hat eine Nase, b hat den Leib vorn, das d hat ihn hinten, r hat nur ein Ohr; l ist wie der Stock, den man in der Hand hat, m hat 3 Beine, n nur 2 usw.

Religion und biblische Geschichte geht besser von statten und die Kinder geben hübsch acht. Das Schreiben ist auch leichter, und manche schreiben recht schön.

Das Rechnen aber ist schon wieder schwieriger, namentlich da der Indianer nur bis 20 zählen kann, das heißt, soweit als seine Finger und Zehen reichen. Will man da nach Indianerart eine Zahl wie 38 ausdrücken, so muß man sagen: „Unser alles" (d. h. 20) und „über beide Hände" (d. h. 10), und „über Hand und Daumen" (= 6) und noch „über zwei" (= 2) zusammen 38. Ist das nicht furchtbar umständlich? Darum zählten wir denn lieber nach englischer Weise mit ihnen.

Auch das Singen hat seine Schwierigkeit, denn alle möglichen Tier- und Vogelstimmen kann ein Indianer wohl sehr gut und täuschend nachmachen, aber Singen? das ist doch etwas ganz anderes. Darum gibt es im Anfang ein tolles Konzert und ein rechtes Durcheinander, wenn sie singen lernen sollen. Bis sie endlich den Ton der Stimme zu heben und zu senken verstehen und weiter begreifen, daß jede Silbe eines Wortes einen besonderen Ton haben will. Ach, das erfordert sehr viel Geduld und Ausdauer, aber es wird nach und nach doch gelernt.

Schöne Erfolge der Schule.

Sind die Indianerkinder sehr dumm? Nein, das sind sie ganz gewiß nicht, die Sache ist nur die: Alles in der Schule Gelehrte ist ihnen etwas ganz und gar fremdes und darum anfangs schwer verständlich. Da sagt z. B. der Missionar, das wir im Himmel den Herrn sehen werden. Erstaunt frägt da ein kleiner Bursche: Hat denn unsre Seele auch Augen? — Oder es geht so zu: Es kommt eine Frage an ein Mädchen: Sie kann dieselbe nicht beantworten. Nun wendet man sich an die zunächst sitzende: „Judith, beantworte Du die Frage." Judith ist leider im Augenblick auch nicht auf der Höhe, um dies aber zu verdecken, wendet sie sich der zuerst Gefragten zu und sagt: „Schämst du dich nicht, dem Parson (dem Missionar) zu sagen, daß Du das nicht weißt?"

Es regt sich auch bald das Schicklichkeitsgefühl bei ihnen. Es war einmal ein heidnisches Trinkgelage im Dorf abgehalten worden, und ich wollte wissen, ob etwa eins von den Schulkindern dabei gewesen sei. So fragte ich zuerst den vor mir sitzenden Knaben: „Dan, bist du dort gewesen?" Dan aber sah mich vorwurfsvoll an und sagte: „Bin ich nicht ein Schuljunge"? Das meinte nun aber bei ihm nicht etwa, ich bin noch zu jung, oder zu klein, um an dergleichen teil zu nehmen, sondern ganz eigentlich: „Da ich eine christliche Schule besuche, schickt es sich für mich nicht, an so etwas teil zu nehmen."

Als einmal ein Betrunkener bei der Schule vorbeitaumelte, lachten einige Kinder. Mir tat das weh, und ich fragte sie: „Was sollte ein Christ tun, wenn er einen Betrunkenen sieht?" Euphratia hob den Finger auf und sagte: „Für ihn beten!" — Als in Yulu ein Mädchen im Sterben lag, bat sie ihre Mitschülerin, welche nahe am Bett saß, ihr die Geschichte von des Heilands Leiden in Gethsemane vorzulesen. Dieselbe tat es, und mit den Gedanken darauf gerichtet, starb die Kranke. — Sind das nicht schöne Erfolge der Schule?

Noch eins möchte ich hier anführen. Die Kinder sind eine große Hilfe für das Missionswerk, denn sie nehmen das, was sie in der Schule hören, mit nach Haus und erzählen es dort ihren Eltern und dadurch sind schon manche Eltern dem Herrn zugeführt worden.

Liebe Kinder, wie glücklich seid ihr, daß ihr christliche Eltern habt und schon frühe dem Heiland zugeführt werdet. — Wie ungleich leichter und besser habt ihr es doch als jene Indianerkinder!

Betet für die Missionare! Betet für die Heidenkinder!

Wie Kinder „für Unyamwesi" gegeben haben. (Vgl. S. 20.)

Unter den vielen Gaben, die zur Erhaltung des Missionsgebietes in Unyamwesi bei uns eingelaufen sind, finden sich auch solche von Kindern. In Löbau bei Herrnhut hatte eine Mutter sich mit Sammelzetteln auf den Weg gemacht und bald 12 oder 20 willige Geber gefunden. Da plötzlich ruft ihr Töchterchen: „Mutter, was ist denn eigentlich Unyamwesi"? Die Antwort war: ein Land im fernen Afrika, wo viele schwarze Kinder sind, die auch lesen und schreiben lernen möchten, aber keine Bücher und Tafeln und Schieferstifte haben. „Wie", kam es zurück, „die haben keine Schieferstifte?" Und damit eilt die Kleine zu ihrer Sparbüchse und bringt die letzten 5 einzelnen Pfennige herzu. „Hier, Mutter, dies für Schieferstifte für die schwarzen Kinder! Aber, nicht wahr, von dem goldenen (blanken) Pfennig, da kaufst Du einen besonders schönen Schieferstift." — Gott segne alle Gaben und Gebete für Unyamwesi!

Rätsel.

Hat der Blitzstrahl es getan,
Packt Dich das Entsetzen an;
Aber sind's die Kinder Dein,
Kannst Du froh und dankbar sein.

(F. S. aus Daheim.)

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 7. Juli 1914. 15. Jahrgang.

Der standhafte Kuli.

Einleitung.

Unsere Leser werden sich dessen erinnern, daß in unserem Missionsgebiet Suriname in Südamerika neben den dort geborenen Farbigen auch Asiaten zu finden sind, Leute aus Indien und Java, die um des Verdienstes willen über das weite Meer fuhren und sich auf den Plantagen in Arbeit gegeben haben. Solche Arbeiter nennt man Kulis. Es gibt ihrer schon etwa 30000. Und da es ungefähr 50000 Surinamer Farbige gibt, so stellen also diese Asiaten schon einen ganz bedeutenden Teil der gesamten Surinamer Bevölkerung dar. Die Religion der Asiaten ist teils der Hinduismus, teils Mohammedanismus. Leicht ist es daher nicht, diese Leute für das Christentum zu gewinnen. Ich will Euch aber erzählen von einem solchen Kuli, bei dem das doch gelang und der sich dann auch in den Versuchungen des Lebens als ein tüchtiger Mensch und als ein standhafter Christ erwiesen hat.

I. Der schöne Anfang.

Obwohl er in Amerika lebte, war er doch kein Indianer, sondern ein Indier, der aus seiner Heimat Indien ausgewandert war, um in Suriname, der holländischen Kolonie in Südamerika, sein Brot zu verdienen. Solche indische Arbeiter, deren es mehrere Tausend in Suriname gibt, nennt man Kulis. Unser Kuli hatte sein Glück gemacht. Auf einer Plantage, einer großen Pflanzung, auf der Zuckerrohr oder Kakao oder dergleichen gebaut wird, hatte er Arbeit gefunden. Er hatte sich auch verheiratet und zwar mit einer Negerin, die eine Christin war und zu der evangelischen Brüdergemeine gehörte. Ein Kirchendiener des Missionars war ihr Vater. Als der Kuli kam und sie zur Frau haben wollte, da schüttelten die beiden erst den Kopf. Daß der Kuli kein Neger war, sondern ein brauner Indier, das machte ihnen nichts. Er war ja auch ein Christ, aber — der böse Branntwein war ihm schon manchmal gefährlich geworden und die Frau dachte: wird er nicht ein Trunkenbold werden? Der Kuli aber versprach so herzlich, vom Branntwein zu lassen, daß sie ihn heiratete und mit ihm in sein Häuschen auf der Plantage zog.

II. Was der Alkohol anrichtet.

Längere Zeit lebten sie glücklich zusammen. Eines Tages aber trat der alte Kirchendiener in das Zimmer seines Missionars und machte ein recht betrübtes Gesicht. „Was hast du?" Da erzählte der Mann. Sein Schwiegersohn, der Kuli, hatte sein Versprechen gebrochen und sich betrunken. Die Frau hatte ihn deswegen gescholten. Der Kuli ärgerte sich, ging hin und betrank sich wieder, und als er nach Hause kam und spitze Worte hörte, da schlug er zu und prügelte seine Frau. Der Friede war fort, das Unglück war da. Der Missionar ging, sobald er konnte, hin, um zu helfen. Er redete dem Manne ins Gewissen und

stellte ihm vor, was für Not er über seine Familie gebracht hatte. Auch die Frau bekam ihr Teil zu hören. Beide versprachen, sie wollten sich bessern, aber mit großer Sorge ging der Missionar fort.

Nach zwei Monaten kam er wieder. O weh! wie sah es da in der Hütte des Kuli aus! Da saß der Mann, allein, tief gesunken, ein Sklave des Branntweins. Das Weib war ihm davon gelaufen und hatte sich einen anderen Mann gesucht; von ihrem rechten Mann wollte sie nichts mehr wissen. Zwei verlorene Schäflein mußte da der Missionar wieder zurückholen zum guten Hirten. Er sprach zuerst mit dem Kuli. Er zeigte ihm eindringlich seine große



Britisch-Indier in Suriname.

Sünde. „Aber," rief er, „das Erbarmen deines Gottes ist noch nicht zu Ende. Auch dich will er noch selig machen. Wende dich zu ihm. Der Heiland ist auch für dich da. Sein Blut ist auch für dich geflossen; soll es vergeblich geflossen sein?"

Da warf sich der Kuli auf die Knie. Er zitterte am ganzen Leibe. Der Branntwein hatte ihn in der Gewalt, aber ein anderer kam, der war noch stärker als der Branntwein, das war Jesus. An ihn klammerte sich der Kuli. Mit ergreifender Innigkeit betete er zum Herrn. Er gelobte, von nun an ihm gehorsam zu sein und nicht einen Tropfen Branntwein mehr zu trinken, und er bat ihn kindlich, der Herr möchte ihm doch auch die Kraft dazu geben. So bekehrte sich der Kuli. Auch seine Frau hörte auf die mahnende Stimme des Missionars. Sie kehrte zu ihrem Manne zurück und versprach, ihm in Liebe zu helfen, daß er von seinem bösen Laster nicht wieder besiegt würde.

III. In Versuchungen fest.

Als der Missionar mit seiner Missionsarbeit auf der Plantage fertig war, machte er noch einen Besuch bei dem Verwalter derselben, einem Holländer. Sie sprachen über dies und das und kamen dabei auch auf den Branntwein zu sprechen und wieviel Unheil der unter den Menschen anrichtet. „Ja", sagte der Verwalter, „wenn einer es mit dem Trinken schon so schlimm treibt, wie jener Kuli, dann ist ihm nicht mehr zu helfen." „Gerade bei dem habe ich jetzt Hoffnung", antwortete der Missionar, „ich denke, der trinkt keinen Tropfen mehr," und dann erzählte er dem Verwalter, was er mit dem Kuli erlebt.

Der Verwalter wollte es nicht glauben. „Unmöglich!" rief er, „ich kenne den Mann besser als Sie; jetzt verspricht er Besserung, aber nachher trinkt er doch wieder." „Herr Verwalter," sagte der Missionar, „Sie kennen die Kraft Gottes nicht, die uns in Jesus Christus, unserm Heiland gegeben ist; durch diese Kraft kann einer ein neuer Mensch werden." „Nun, wir wollen sehen, wer recht behält," rief der Verwalter. So trennten sie sich, der Missionar aber nahm sich vor, um so ernster für seinen Kuli zu beten.

Der Verwalter dachte: Ich will den Kuli einmal auf die Probe stellen. Am folgenden Tage traf er ihn, wie er nach vollendetem Tagewerk noch in seinem Gärtchen tätig war. Er rief ihn und trug ihm auf, irgend eine kleine Arbeit für ihn auszuführen. Als der Kuli damit fertig war und sich bei dem Herrn meldete, da gab ihm dieser eine Belohnung und schob ihm außerdem ein Glas mit Branntwein hin. „Hier, mein Guter, trink einmal!" „Nein, Herr," rief der Kuli, „ich trinke keinen Branntwein." „Aber so trinke doch!" bat der Verwalter. Er nötigte, er drängte, alles vergeblich. Der Kuli ließ Geld und Branntwein im Stich und eilte zur Tür hinaus.

„Warte nur," dachte der Verwalter, „du verstellst dich doch bloß, ich werde schon dahinter kommen." Nun war auf der Plantage ein chinesischer Kaufmann. Der handelte mit Zeug und Nahrungsmitteln und leider auch mit Branntwein. Der Verwalter kaufte eine Kleinigkeit, dann fragte er: „Wie steht es mit dem Geschäft?" „Schlecht," antwortete der Chinese. „Aber der Branntweinhandel geht doch gut? Wenn du solche Kunden hast wie jenen Kuli, dann verkaufst du gewiß viel Branntwein." „Ach nein," rief der Chinese, „gerade jener Kuli, der früher seinen halben Verdienst in meinen Laden trug, kommt jetzt gar nicht mehr." Da wunderte sich der Verwalter, denn weit und breit gab es keinen andern Branntweinladen als diesen, aber er dachte: Vielleicht holt der Kuli sich den Branntwein aus der Stadt.

In der Stadt wohnte der Vater des Verwalters als ein Beamter. Um diesem eine Freude zu machen, befahl er eines Tages dem Kuli, er sollte einen großen Korb schöner Früchte nehmen und damit in einem Boot den Fluß hinab zur Stadt rudern, um sie dem Vater zu bringen. Der Kuli tat, wie ihm befohlen, nahm die Früchte und einen Brief, den der Verwalter geschrieben, und eilend schoß das Boot unter dem Schatten der riesigen Urwaldbäume den stillen Fluß hinab.

Der Vater las den Brief. Darin stand: „Setze doch dem Kuli etwas Branntwein vor. Er trinkt ihn so gerne. Es schadet auch nichts, wenn du ihm reichlich einschenkst und er sich ein wenig betrinkt.“ Der böse Verwalter! Von neuem wollte er den Kuli in Versuchung führen. Ob es ihm geglückt ist?

Am Abend kehrte der Kuli heim. Völlig nüchtern trat er vor seinen Herrn. Einen Brief von dem Vater brachte er mit. Der schrieb: „Aus deinem Boten bin ich nicht recht klug geworden. Ein Trinker kann der nicht sein, denn er hat sich in keiner Weise bewegen lassen, auch nur einen Tropfen zu nehmen.“ —

IV. Das gute Ende.

Als der Missionar das nächste Mal auf die Plantage kam und den Verwalter besuchte, war dieser ganz beschämt. Er hatte eingesehen, daß er sich in dem Kuli geirrt hatte, er hatte aber auch eingesehen, wie unrecht es war, den Mann so in Versuchung zu führen. In der Hütte des Kulis aber fand der Missionar ein glückliches Ehepaar. Mann und Frau waren voller Freude und Dank, daß durch Gottes Gnade alles wieder gut geworden war. Und so ist es auch geblieben. Der Kuli hat sich brav gehalten und ist ein treuer Christ gewesen bis an seinen Tod.

Aus dem täglichen Leben eines Indianermissionars.

Ein Gruß aus Sangsangta in Nikaragua
von Br. G. Großmann.

Die Rückkehr auf seine Station.

Br. Guido Großmann, der vor Jahresfrist längere Zeit in Herrnhut weilte, hat einer Lausitzer Zeitung einen Brief aus seinem Wirkungskreis in Sang Sangta in Nikaragua zugehen lassen, dem wir folgende allgemein interessierende Skizze entnehmen: Ja, das war ein fröhlicher Tag, als wir am 5. Dezember v. J. hier in Sang Sangta ankamen. Unsere Indianer hatten schon lange nach uns ausgeschaut, und da plötzlich waren wir wieder in ihrer Mitte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von unserer Ankunft am Ort und im Nu waren die Leute um uns versammelt, ein jeder wollte der erste sein, um uns zu begrüßen. Ein alter Indianer fiel mir sogar um den Hals und beroch mich nach echter Indianerart. Unter unseren Sachen, die wir mitgebracht hatten, machte den Leuten

die Kuckucksuhr

viel Spaß. Sie warteten tatsächlich von einer halben Stunde zur anderen auf den Kuckucksruf, dem sie dann in atemloser Stille zuhörten. Jedesmal, wenn dann der Kuckuck sein Türchen von selbst zumachte,



Eine Javanenfrau mit ihrem Kinde in Suriname.

löste sich die Spannung in ein schallendes Gelächter aus. Wie sich doch Naturkinder über Kleinigkeiten freuen können, was hingegen braucht doch der Kulturmensch für einen Aufwand, um sich einige vergnügte Stunden zu machen! Natürlich glaubten die Leute fest, daß der Vogel lebendig sei, denn sonst könne er sich doch nicht von selber die Tür zumachen. Viel Freude machte unseren Leuten auch

unser neues Gasolinmotorboot,

gern fahren sie mit auf die benachbarten Indianerdörfer, wo wir den Leuten das Evangelium verkündigen. Leider müssen wir zurzeit die Fahrten einstellen, weil kein Gasolin zu haben ist; das einzige Kaufhaus, was wir hier haben, hat Zahlungsschwierigkeiten und da sind wir alle in Mitleidenschaft gezogen. Ja, seit Wochen können wir kaum die nötigen

Nahrungsmittel

bekommen. Da lernt man dann auch den Indianergerichten Geschmack abzugewinnen: Wapul, das ist Bananenbrei, Maisbrei und dergleichen Feldfrüchte. Leider sind zurzeit auch all' die Indianer in den großen Mahagonischlägereien, und da gibt es kein Fleisch. Wenn sie zu Hause sind, gehen sie fleißig auf die Jagd und bringen Wildbret nach Hause, so ist tatsächlich zurzeit Schmalhans Küchenmeister hier. Die Frauen gehen allerdings jeden Tag fischen und kommen oft mit Beute beladen heim; da freuen sie sich dann immer, wenn sie auch uns einen Teil ihres Fanges abgeben können. — Ich erwähnte

die Mahagonischlägereien.

Wenn man zu Hause ein Stück Mahagonimöbel sieht, so freut man sich über das schöne Holz, man hat aber keine Idee, was für Schwierigkeiten es den Leuten macht, dasselbe aus dem Urwald herauszubekommen. Der Indianer ist da der Mann, der große Strapazen aushalten muß und wenig dafür bekommt. Die Schlägereien sind gewöhnlich tief in dem Urwald drin, wo nicht nur Schlangen, Tiger und sonstige gefährliche Tiere sie beständig in Gefahr bringen, sondern wo sie tatsächlich von Schwärmen von Stechfliegen umgeben sind, die blutdürstig auf sie herniederkommen, besonders jetzt in der Regenzeit. Dazu kommt noch, daß das Innere eines Urwaldes ein großer Morast ist, auf jedem Schritt sinkt man tief in den Schlamm ein. Da müssen dann die Indianer die Bäume fällen und dann bis in den oft weitentfernten Bach rollen, von wo der Strom dieselben bis in den Hauptstrom und von dort an die Küste treibt.



Die „Ward"-Gedächtniskirche in Mapoon in Australien.

Aerztliche Arbeit.

Infolge der vielen Stechfliegen leiden die Leute an Malariafieber und müssen nach Hause gebracht werden. Neulich wurde einem Mann auch ein Bein stark zerquetscht, denn ein Baum war auf sein Bein gerollt. Den Mann hatte ich dann in meiner Pflege und er konnte mit Gottes Hilfe wieder hergestellt werden. Doch müssen wir froh sein, daß die Leute etwas zu tun haben, denn

der Gummi,

den sie sonst zu sammeln pflegten, ist im Preis so gesunken, daß es sich kaum lohnt, denselben aus dem Busch zu holen; natürlich wird dies auch mehr oder weniger gemacht; das Geschäftshaus, was hier alles beherrscht, hat es, weil konkurrenzlos, in der Hand; es braucht zurzeit alle Leute, um das Mahagoni herauszubekommen. Weil sie an dem Holz mehr verdienen als an dem Gummi, so bezahlen sie eben nichts für letzteren, damit die Leute gezwungen sind, nach den Mahagonischlägereien zu gehen. Aus Ostlausitzer Zeitung.

Rätsel.

Ein Mineral die erste ist,
Das man nicht gern bei Tisch vermißt.
In 2 und 3 durchfurchen wir
Mit 2 des Menschen Gipfelzier.
Hast du die 4, recht hübsch das ist,
Doch schöner ist es, wenn du's bist.
Das ganze wird als schönes Land
Von Sommerfrischlern viel genannt. P. S.

Quittungen.

Für Unyamwesi Mark 36.— von der evangelischen Sonntagsschule in Heilbronn, durch Herrn Professor Holl; von der evangelischen Sonntagsschule in Heilbronn „Stanniol", durch Helferinnen der Sonntagsschule; **für die Mission im Allgemeinen** Mark 12.45 bei einem Begräbnis in Blankenfelde gesammelt, durch Pastor Eckleben in Rohrweg bei Königsberg N.-M. erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank

Expedition der Missionsverwaltung Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 8. August 1914. 15. Jahrgang.

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten. Wer aber auf den Geist säet, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten. Gal. 6, 7. 8.

Der reiche Kornbauer. Luk. 12. 15—21.

Erntefest in Nxotschane im Kafferlande.

Von Missionsinspektor Trittelwitz.

Nxotschane! Schreiben kann ich das Wort wohl, aber aussprechen kann ich es nicht. Ja, wenn das x nicht darin wäre! Die andern Buchstaben lauten gerade wie bei uns, aber das x ist kein richtiges x, sondern das hört sich an, als wenn einer mit der Peitsche knallt oder mit den Fingern schnappt, und das soll ich nun mit der Zunge machen? Nein, das kann ich nicht. Die Kaffern aber haben noch mehr solche Knallbuchstaben, mit denen die Missionare sich abquälen müssen, wenn sie die Sprache lernen wollen. Im Kafferland also liegt Nxotschane. Wir beide, Missionar Roehl und ich, waren auf der Missionsstation der Brüdergemeine Tinana bei Missionar Marx und ritten an einem schönen Sonntagmorgen mit ihm fort, um in Nxotschane das Erntefest mitzufeiern.

Wir hatten muntere Pferde. Wo nur ebener Weg war, galoppierten sie fröhlich im Sonnenschein. Wo es bergauf und bergab ging, ritten wir langsam. Zweimal mußten wir durch den Tinafluß, bis wir das kleine Kirchlein von Nxotschane vor uns sahen. Es liegt über der Tina am Fuße eines steilen Berges. Aus der Ferne blickt das mächtige Drakengebirge herüber. Neben dem Kirchlein und dem Glockenstuhl wohnt der alte Manasse. Er ist der Prediger der kleinen Gemeinde von Nxotschane. Ein Endchen weiter hat noch ein jüngerer Lehrer sein Haus. Am Alltag hält der Lehrer in der Kirche Schule mit den schwarzen Kindern, und am Sonntag predigt Manasse den großen Leuten. Er besucht auch die Heiden und ruft sie zum Heiland.

Als wir ankamen, läutete gerade das Glöcklein zum ersten Male. Die Festgäste kamen herbei. Oben vom Berge her sah man sie in ihren hellen Gewändern heruntersteigen. Die Frauen brachten ihre Kinder mit. Weil ich nun doch nicht kaffersch konnte, redete ich einfach deutsch mit den Kleinen, aber sie verstanden mich nicht und schrien, und die Mütter lachten. Bevor es noch zum zweiten Male läutete, saßen wir in der Sakristei*) und tranken eine Tasse Tee, die uns Manasses Schwiegertochter schnell gemacht hatte. Die Pferde aber grasten draußen am Tinaufer. —

Hört einmal, ihr Stadtkinder, wißt ihr auch wohl, was für ein schönes Fest das Erntefest ist? Ihr eßt

*) Sakristei nennt man das kleine Kämmerchen in der Kirche, in dem der Pastor sich aufhält, ehe er auf die Kanzel steigt.

das Brot, das aus dem Korn gebacken ist, aber ihr habt keinen Finger gerührt, damit das Korn geerntet wurde. Die Landkinder in Deutschland müssen wohl schon etwas bei der Ernte helfen. Aber die Kafferjungen haben doch noch eine ganz andere Arbeit davon. Da sieht man im Kafferlande hier und da runde Häuschen; das sind Feldhütten. Wenn der Mais auf den Feldern reif wird, müssen die schwarzen Knaben in solchen Hütten wohnen und aufpassen, daß nicht die Vögel und andere Diebe den Menschen das schöne Korn wegstehlen. Haben sie aber eine Zeitlang den Mais bewacht, dann wissen sie, was es für Mühe macht, daß die Ernte glücklich zustande kommt.

Um Gott dem Herrn zu danken für die Ernte, waren die schwarzen Christen in die Kirche gekommen. Die Frauen saßen auf der einen Seite, die Männer und Knaben auf der andern. Ein kleines Mädchen setzte sich nicht auf die Bank, sondern lieber vor der Bank auf die Erde; das war ihr wohl bequemer. Auch einige Heiden waren da. Ein junger Mann saß mit einer großen, roten Decke da; er hat gut aufgepaßt. Einen Knaben aber sah ich, der spielte immer mit seinen Fingern. Die ganz kleinen Kinder schwatzten natürlich auch während der Predigt, selbst das Enkelchen des alten Manasse konnte den Mund nicht halten.

Wenn man Gott am Erntefest danken will, dann muß man es tun mit Herzen, Mund und — Händen. Auch die schwarzen Christen in Nxotschane machten es so. Zuerst kamen Herzen und Mund mit Gebet und Gesang, dann kamen die Hände mit einer Kollekte.

Eine so merkwürdige Kollekte wie die in Nxotschane hatte ich noch nie erlebt. Sie verlief so:

Als der Gottesdienst zu Ende war, blieben alle Leute in der Kirche sitzen. Auf dem Altar stand ein Teller. Nun trat zuerst der Missionar Marx selber auf, sprach einige Worte und legte seine Gabe in den Teller. Voll Freude klatschte die ganze Gemeinde in die Hände. Dann erhob sich der alte Manasse und gab für jedes Glied seiner Familie eine besondere Gabe. „Für mich gebe ich 1 Mark, für meine Frau 50 Pfennige, für meinen Sohn 25 Pfennige und für meine Tochter auch 25 Pfennige," sagte er, und jedesmal, wenn er eine Summe nannte, dann klatschten die andern voll Freude. Dada, ein junger Mann, ermunterte die Leute zum Geben. Er sagte: „Wer sein Geld in die Kollekte gibt, der wirft es nicht fort, sondern da trägt es die meisten Zinsen", darauf legte er selbst eine Gabe hin. So kam einer nach dem andern, sprach ein gutes Wort und opferte seine Gabe. Die Frau des Häuptlings, der noch ein Heide ist, trat auch hervor, mit ihrem Kindchen auf dem Rücken, und gab 1 Mark. Die andern Frauen brachten jede eine Schüssel mit Mais oder einen Korb mit Bohnen oder drei Eier.



Hochzeit im Kaffernland. Geschwister E. Marx und Asboe mit Kaffern der Brüdermission.

Manche Leute redeten auch viel und gaben wenig. Ein älterer Mann stand auf und sprach: „Es ist doch gut, wenn man sich eine Sache gut überlegt, und wenn man sie sich gut überlegt, dann muß auch etwas Ordentliches dabei herauskommen. So habe auch ich mir die Sache gründlich überlegt, und was dabei herauskommt, ist dieses: Ich gebe — ei, dachte ich, jetzt wird er aber viel geben, nachdem er so schöne Worte geredet hat, aber er sagte: — ich gebe 50 Pfennige."

So wurde geredet, gegeben und geklatscht, und der alte Manasse saß dabei und schrieb alles auf. Natürlich dauerte es ziemlich lange, bis die Kollekte zu Ende war. Ich finde es ja eigentlich schöner, wenn man bei den Gaben, die man gibt, nicht so viel Worte macht, aber die Kaffern lieben es so, und darum machte ihnen auch diese Kollekte viel Freude.

Zum Abschied drückten wir noch allen die Hand, Großen und Kleinen; dann ritten wir heim von unserm Erntefest.

Und ehe wir einbogen auf den Hof der Missionsstation, sahen wir zur rechten Hand eine Hecke von Agaven, die schloß einen Garten ein. Die Agaven haben dicke, fleischige Blätter mit starken Dornen. Aus ihrer Mitte wächst ein Blütenschaft hervor, so hoch wie ein Baum, mit vielen kleinen Blütchen. Ein Tor führt durch die Hecke in den Garten. Es ist der Friedhof, auf dem die begraben sind, die sich durch das Wort Gottes zum Heiland haben bringen lassen und Christen geworden sind. Das ist Gottes Erntefeld. Im Kafferland wird nicht nur Mais geerntet. Die Missionare sammeln edlere Frucht, Menschenseelen.

Auch deine Seele möchte Jesus gern einsammeln, damit er sie an dem großen Erntefeste als seine Erntegabe vor Gottes Thron legen kann.

Das Armwerden unseres Heilandes.

Ein afrikanischer Häuptling besuchte den vor kurzem in jener Gegend angekommenen Missionar. Dieser hatte in seiner sehr dürftigen Behausung an der Wand zwei Bilder angebracht. Der Heide betrachtete sie und fragte: „Wer ist diese Frau, deren Bild ich sehe?" „Das ist meine Mutter." „Hast du viele Brüder?" „Nein, ich bin der einzige Sohn." „Und doch ließ dich deine Mutter in die Ferne ziehen?" „Ja," erwiderte der Missionar, „weil sie euch liebt, weil sie will, daß euch der Heiland verkündet wird, der sie, der meinen Vater und mich selig gemacht hat." „Dann muß uns ja deine Mutter sehr lieb haben, wenn sie uns ihren einzigen Sohn gegeben."

Dann besah er sich das Bild eines großen, von einem schönen Garten umgebenen Hauses. „Und was ist dies? fragte er auf das Bild hinweisend. „Das ist meines Vaters Haus, dort bin ich geboren, dort wohnte ich." „Und warum hast du das schöne, große Haus verlassen und bist zu uns gekommen und wohnst in dieser kleinen Hütte?" „Weil ich euch lieb habe," sagte der Jünger Jesu, „weil ich möchte, daß ihr den Herrn annehmet und ebenso glücklich würdet, wie ich es bin." „Dann mußt du uns ja sehr lieben, wenn du alles verlassen und zu uns armen Leuten gekommen bist."

Es war gewiß ein großes Opfer, welches die Mutter und der Sohn den armen Heiden gebracht haben — und doch ist es nur ein schwaches Bild von dem, was uns das Evangelium verkündet: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben" (Joh. 3, 16). Welch eine Liebe hat uns Jesus erwiesen, daß er den Himmel mit allen seinen Herrlichkeiten verließ und in Menschengestalt auf diese arme, sündenbefleckte Erde kam! Br. Kinderfr.

Nichts, nichts hat dich getrieben,
Zu mir vom Himmelszelt,
Als das getreue Lieben,
Womit du alle Welt
In ihren tausend Plagen
Und großer Jammerlast,
Die kein Mund kann aussagen,
So fest umfangen hast.



Ein Ausflug unserer Missionare im Kaffernlande.

Die Rache des Christen.

Ein Reisender, der durch den stillen Ozean gefahren ist, erzählt folgendes Erlebnis:

Wir landeten eines Tages auf einer der Tongainseln, um frisches Gemüse und Früchte in unser Schiff zu laden. Auch mieteten wir, weil wir nicht genug Mannschaft hatten, zwei braune Leute. Der eine von diesen wurde von den Matrosen Johann Koko genannt; denn seinen richtigen Namen konnten sie nicht aussprechen. Er war ein stattlicher Bursche mit kräftigen Gliedern, dabei aber sehr gutmütig. Immer war er fröhlich und zu jedem Dienst bereit. Er wurde auch nicht verdrossen, wenn die Matrosen ihren Mutwillen mit ihm trieben. Einer von ihnen, Tom Lincoln mit Namen, trieb es leider besonders schlimm. Er ging in seinen rohen Späßen so weit, den Johann Koko ohne allen Grund zu schlagen. Die Leute von den Tongainseln sind sonst sehr heißblütig! Johann Koko aber ertrug alles mit wunderbarer

Geduld. Man merkte wohl, daß es auch in ihm zuweilen kochte und daß es ihm nicht leicht wurde, ruhig zu bleiben, aber — er war ein Christ. Und er wußte, ein Christ soll sich nicht rächen.

Eines Tages lag unser Schiff vor einer kleinen unbewohnten Insel. Die Meeresbucht hatte so stilles, klares Wasser, daß wir alle Lust bekamen, ein Bad zu nehmen. Damit uns nun aber die Haifische nicht bei unserem Bade überraschten, mußte ein Posten oben nach dem Mastbaume hinauf klettern, um von dort nach Haifischen auszuschauen. Etwa eine halbe Stunde lang waren wir im kühlen Wasser umhergeschwommen, da hörten wir plötzlich unseren Wachtposten rufen: Achtung, ein Hai, ein Hai! So schnell wie wir konnten waren wir zum Schiff zurück, ergriffen die herabhängenden Taue und kletterten hinauf. Doch ängstlich ertönte die Stimme des Kapitäns: O weh, wer ist denn da noch in der Ferne? — Es war Tom Lincoln! Wohl noch 50 m war er vom Schiffe entfernt. Er schwamm aus Leibeskräften, aber eine Strecke hinter ihm sahen wir die Flosse eines Haifisches durch das Wasser schießen, der so schnell näher kam, daß er den Unglücklichen bald einholen mußte.

„Schnell das Boot hinab," kommandierte der Kapitän. Er selbst eilte in die Kajüte und holte seine Flinte. Aber wie lange dauerte es, bis das Boot flott war! Und als es dann im Wasser war, verlor in der Aufregung einer der Ruderer sein Ruder. Tom Lincoln schien verloren! Da springt plötzlich ein dunkler Körper vom Schiff hinab ins Meer. Es ist Johann Koko. Im Munde hält er ein langes Messer. Mit unglaublicher Schnelligkeit schwimmt er auf Tom Lincoln zu. Jetzt ist er zwischen ihm und dem Hai. Er verschwindet im Wasser. „Ein zweiter Hai hat ihn ergriffen," rufen mehrere. „Nein, nein, er greift das Tier nur von unten an." „Vorwärts, holt ihn heraus, sobald er wieder auftaucht!"

Die Matrosen rudern heran. Der Haifisch taucht einen Augenblick unter, dann sehen sie, wie er mit einem kräftigen Schwanzschlage seiner ganzen Länge nach aus dem Wasser herausschießt. Auf seinem weißen Bauche klafft eine Wunde, aus der das Blut nur so herausströmt. Noch mehrere Male schießt der tödlich verwundete Hai so auf und ab, während dessen der brave Johann Koko zum Boote zurückschwimmt und in dasselbe hineinsteigt. Zu gleicher Zeit zogen die Matrosen auch ihren halb toten Gefährten in das Boot hinein. Kaum waren alle wohlbehalten an Bord des Schiffes, da stritten sich schon ein Dutzend gefräßige Haifische um den Leichnam ihres toten Genossen.

Tom Lincoln konnte noch eine ganze Weile lang nicht sprechen, so aufgeregt war er. Als er nach seiner Kabine ging, sprach Johann Koko zu ihm: „Ich nicht schlagen Menschen, ich lieber töten Haifische."

Was ein Leser unsers Jugendmissionsblattes getan hat.

Vor mir liegt ein Bericht unsers Brs. H. Vogt, der aus dem letzten Jahre allerlei von seiner Arbeit an den Britisch-Indiern in Suriname erzählt. Und womit schließt er? Er schreibt von einer schönen Aufmunterung, die ihm und seinem Mitarbeiter durch eine Gabe und durch den Brief eines Knaben aus dem deutschen Leserkreis unsers Blattes „Aus Nord und Süd" zu teil geworden ist. Hört ihn selbst!

Vor kurzem brachte mir unser Evangelist Mahabir ein Päckchen und einen Brief, der an ihn adressiert und deutsch geschrieben war. Absender war ein P. G. M., Schüler der freien evangelischen Volksschule in Basel. Das Päckchen enthielt zwei Neue Testamente, ein Lukas-Evangelium und die Offenbarung Johannis. Der Brief an Mahabir lautete: Geehrter Herr Mahabir, ich schicke den Heiden zwei Bibeln. Wären Sie so freundlich, sie in Suriname den Heiden zu geben. Ich habe nämlich Ihren Namen in dem Jugendmissionsblatt der Brüdergemeine „Aus Nord und Süd" gelesen und erlaube mir, Ihnen die Sachen zu schicken. Ich hoffe, Sie haben ein wenig Freude daran und können sie gebrauchen. Mit freundlichem Gruß, Hochachtungsvoll P. G. M."

Herzlich haben wir uns gefreut über das Interesse eines Jungen, der im November 1913 noch an Leute denkt, von denen im Juli 1911 berichtet worden war. Ja, er fügte an die Heiden, die er mit „liebe Brüder" anredet, noch einen Brief bei:

1. Ich nenne euch Brüder, weil ich hoffe, daß ihr durch mein Büchlein auch zu unserm Herrn und Heiland Jesus Christus Euch bekehren werdet, denn ihr seht ja, über euch ist der prächtige blaue Himmel, unter euch die Erde, auf der die nahrhaften Pflanzen und schönen Blumen gedeihen. Wer hat das gemacht? Die Götzen? Nein, Gott, der Allmächtige, der auch euch erhält. Er hat so viel Geduld, weil er sieht, daß ihr euch zum Teil bekehrt.

2. Was nützt es euch, daß ihr die Götzen anbetet? Ihr müßt Gott dienen. Wir wollen alle unserm wahren himmlischen Gott dienen und ihm singen: „Auf laßt uns Zion bauen, im fröhlichen Vertrauen, im Namen Jesu Christ, Zion muß größer werden, so groß, daß auf der Erden kein Mensch mehr außer Zion ist". „O, rettet diese Armen, und sendet aus Erbarmen zu ihnen Gottes Wort. Laßt euer Herz entflammen und tragt mit Lust zusammen und sendet Glaubensboten fort". — Nun wünsche ich euch nochmals Gottes Wort, und schließe mit dem Worte: Amen! Euch, liebe Brüder, grüßt P. G. M." — Diese kindliche Aeußerung der Teilnahme an unserm Werk war uns aufs neue ein Ansporn, in unserem Teil Zion zu bauen.

Rätsel.

Wenn ich auch niemals ferne bin,
So eil' ich doch zur Ferne hin,
Es nimmt nach kurzem, eiligem Lauf
Ein deutscher Strom mich in sich auf.

Druckfehler: In der ersten Zeile des Rätsels in der Mainummer muß es statt „bei Freud" heißen „beißend."

Quittung. Von manchen Seiten ist uns wieder Stanniol zugegangen so von der „Kinderstube" des Gnadauer Schwesternhauspensionats, wofür wir herzlich danken, um weitere Zusendungen bitten wir. **Missionsbuchhandlung, Herrnhut.**

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 9. September 1914. 15. Jahrgang.

Die Kaffeeplantage Niesky in Mbozi im Nyassagebiet.

Den lieben kleinen Sammlern in Niesky schickten erst Br. Tr. Bachmann und dann noch mehrere seiner Schüler Dankbriefe für ihre Gaben zur Anlage einer Kaffeepflanzung.

Br. Bachmann schreibt:

Liebe Kinder! Heute schicke ich Euch einen ganzen Stoß Briefe. Da drin steht allerlei Ernstes und Lustiges, vielleicht auch manches, von dem Ihr sagen werdet: wie kann man nur so schreiben. Es sind eben kleine und große Afrikaner, die Euch geschrieben haben. Hier ist es ganz anders, wie in Niesky oder sonstwo in Deutschland. Dann haben die meisten von den Briefschreibern noch nie einen Brief geschrieben, und ich konnte ihnen auch nur grade sagen: Schreibt nur, was und wie ihr denkt, und da haben sie geschrieben. Eigentlich war es gar nicht meine Absicht, daß sie alle schreiben sollten, sondern nur einer für alle. Als sie aber hörten, daß die Kinder in Niesky ihre Sparbüchsen schon zwei Jahre für Mbozi bestimmt hätten, da wollten alle schreiben. Da haben sie geschrieben in solchem Eifer, daß der Schweiß von der Stirne floß. Wenn Ihr in den Briefen etwa Spuren davon finden solltet, so wundert Euch nur nicht. Es war eine harte Arbeit, aber sie taten sie gern.

Ehe ich die Briefe unserer Schüler übersetze, will ich Euch erst etwas von Eurer afrikanischen Kaffeeplantage erzählen. Zuerst aber will ich Euch einen Namen vorschlagen. Wenn er Euch nicht gefällt, da wollen wir ihn ändern. Vielleicht habt Ihr einen schönen, der Euch besonders gefällt. Wir haben gedacht, es wäre doch sehr schön, wenn wir die Kaffeeplantage in Mbozi, die die Schüler der Schulen in Niesky angelegt haben, nun auch „Niesky“ nennen würden. Was meint Ihr zu dem Namen? Die hiesigen Leute und Schüler würden freilich nicht Niesky sagen, sondern „Nisiki“, aber das macht nichts. Doch vielleicht wißt Ihr einen schöneren Namen und bis dahin will ich hier in Mbozi noch gar nichts sagen von dem Namen für Eure Plantage.

Wie Euch auch die Schüler hier schrieben, wächst jetzt auf Eurer Plantage Hirse und Mais. Auf einer Ecke gibt es auch Beete von süßen Kartoffeln. Ich hätte sehr gern schon im November angefangen, für den Kaffee Löcher zu graben, in die dann die Pflanzen gesetzt werden sollten, aber die ersten Kaffeebohnen im Samenbeet gingen nicht auf und deshalb mußte alles ein Jahr verschoben werden. Jetzt aber stehen vier Beete voll kleiner Kaffeepflanzen. Die Plantage ist vier Morgen groß, und wir brauchen dafür 2500 Pflanzen. Ehe diese Pflanzen gepflanzt werden können, gibt es noch viel zu tun. Erst muß der Mais und die Hirse geerntet werden. Die Kolben des Maises bricht man ab und die Aehren

der Hirse werden einzeln mit einem Messer abgeschnitten. Das Stroh wird dann auf der Plantage verbrannt. Das gibt ein großes Feuer und eine große Freude für die Kinder. Auf den Feldern gibt es nämlich viele Mäuse. Wenn das Stroh anfängt zu brennen, da fangen die Mäuse, die ihr Loch nicht finden können, in der Todesangst an, einen andern Zufluchtsort zu suchen. Manche von ihnen finden den Weg ins Freie, aber da warten so und so viele Kinder mit Stöcken, und es entkommt keine. Die andern, die den Weg ins Freie nicht fanden, müssen verbrennen. Ob nun die Mäuse mit Stöcken erschlagen wurden, oder ob sie im Feuer verbrannten,



Missionarskinder im Spiel mit Negerkindern.

auf jeden Fall werden sie zusammen gesucht und von den Kindern gegessen. Deshalb ist so ein Brand eine große Freude für die Kinder.

Wenn dann das Feld von Stroh und Unkraut gereinigt ist, da werde ich eine lange Schnur nehmen, länger als 100 Meter, denn so lang ist die Plantage. An diese Schnur werde ich weiße und schwarze Stückchen Stoff nähen lassen. Einmal ein weißes und dann ein schwarzes, immer einen Meter von dem andern entfernt. Diese lange Schnur wird dann an zwei kleine spitze Pfähle gebunden. Diese werden an jeder Seite der Plantage in die Erde geschlagen, so daß die Schnur ganz fest angezogen wird. Die kleinen schwarzen und weißen Stoffstückchen flattern dann im Winde, wie kleine Fahnen. Aber das ist nicht alles, was wir machen werden. An dieser Schnur sind 50 schwarze und ebensoviel weiße Stückchen Stoff. Jedesmal bei einem weißen und schwarzen Stückchen Stoff steht ein Junge oder auch Mädchen mit einer Menge Rohrstäbchen im Arm. Ich werde dann an dem einen Ende der Schnur stehen und laut rufen „mwilu“ d. h. „schwarz“. Alle Kinder stecken dann zu gleicher Zeit ein Rohrstäbchen bei dem schwarzen Stückchen Stoff in die Erde. Dann werden die Pfähle herausgezogen. Das machen zwei Männer, und zwei Meter weiter werden sie wieder eingeschlagen und die Schnur stramm gezogen. Dann kommt das Kommando „muzelu“ d. h. „weiß“, und die Kinder stecken bei dem weißen Stück Stoff ein Rohrstäbchen in die Erde. So geht das weiter, bis die ganze Plantage mit Rohrstäbchen besteckt ist. Das sieht dann so aus, als ob die Soldaten zum Exerzieren aufgestellt seien. Bei jedem Stäbchen wird nun ein Loch gegraben und das mit verrotteter Erde ausgefüllt. Ist das dann geschehen, so wird da, wo das Stäbchen steckt, eine Kaffeepflanze hingepflanzt.

Das Abstecken ist eine langweilige Arbeit, und man möchte sie lieber nicht machen, aber die Plantage „Niesky“ soll auch schön werden. Wenn Ihr groß sein werdet, da kommt Ihr einmal zur Erholung nach Mbozi und seht Euch die Sache an. Das wird lustig sein. Weit ist es auch nicht mehr. Früher brauchte man 12 bis 18 Wochen. Heute erreicht man Mbozi schon in 7 bis 9 Wochen. Das ist doch nicht weit! Ich will Euch aber auch schon heute sagen, daß es in etlichen Jahren noch in einer kürzeren Zeit zu erreichen sein wird. Die Engländer bauen nämlich eine Bahn durch Egypten. Die wird nicht grade unter unsern Fenstern durchkommen, aber wenn sie fertig sein wird, dann werden wir es nur vier bis fünf Tage bis zur nächsten Bahnstation haben. Bisher waren es so viel Wochen. Wenn also jene Bahn durch Egypten fertig sein wird, dann dauert eine Reise nach Mbozi nur noch vier Wochen. Also Ihr seid alle eingeladen, uns zu besuchen. Solltet Ihr aber nicht kommen können, so kommen wir einmal zum Missionsfest nach Niesky, und da bringen wir einen ganzen Sack Kaffee mit von Eurer Plantage. Da wird auf dem „Platz“ nur dieser Kaffee getrunken. Nicht wahr, Ihr seid damit einverstanden? Heut aber laßt Euch den gut schmecken, den Ihr in Euern Tassen habt.

Zum Schluß will ich Euch nochmals danken für Eure Arbeit für Mbozi. Der himmlische Vater segne Euch und Eure Arbeit. Er lasse Euch viel Freude an ihr finden.

Es grüßt Euch herzlich Euer Freund

Tr. Bachmann.

Die Wege des Herrn sind eitel Güte und Wahrheit. Ps. 25, 10.

Die Zubereitung des täglichen Brotes.

Brief eines Mädchens (Mulonkwa) in Nika von etwa 15 Jahren. Um ihre Schilderung verständlich zu machen, muß Br. Tr. Bachmann vieles einschieben. Sie schreibt:

Mbozi den 29. März 1914.

Liebe Freunde in Europa! Das Getreide, welches wir essen, heißt Vulezi. Wir Frauen holen, was wir täglich brauchen, im Getreidespeicher. Wir breiten die Aehren (hier werden nur diese geerntet) auf einer Binsenmatte aus. Wenn sie in der Sonne dürr geworden sind, tun wir sie in einen Stampftrog und stampfen mit einem Holzstampfer die Spreu von den Körnern. Wenn wir mit dem Stampfen fertig sind, werden die Körner von der Spreu gereinigt. Das machen wir mit Schwingen im Winde. Dann nehmen wir die Körner und mahlen sie auf einem flachen Mahlsteine. Wir machen das mit einem andern kleinen Steine. Dann stellen wir einen Topf mit Zugemüse auf den Herd, der aus drei Steinen besteht. Solches Zugemüse sind Bohnen und verschiedene Blättergemüsearten, auch Heuschrecken, eine Raupenart, Fische und anderes Fleisch. Doch sind die letztgenannten vier Arten Zugemüse sehr selten. Heuschrecken gab es schon seit 13 Jahren nicht mehr. Die Raupen gibt es auch nicht alle Jahre. Fische und Fleisch sind rar. Wenn das Zugemüse anfängt zu kochen, stellen wir auch den Mehlbreitopf auf das Feuer. Wenn das Wasser anfängt zu kochen, holen wir Mehl, tun es in das Wasser und rühren mit einem Holzlöffel das Mehl um. Dann tun wir noch mehr Mehl hinein, so viel, daß ein fester Brei wird. Wenn der Brei gut gerührt ist, wird er in einen Korb getan. Man wäscht die Schüssel für das Zugemüse, und dann wird gegessen.

Von Ileya im Nyassagebiet nach Chinde am Ozean.

Reiseschilderungen eines Eingeborenen.

Mbozi, den 26. März 1914.

Liebe Freunde! Ich will Euch etwas erzählen. Im Jahre 1909 reisten etliche Lehrer von hier nach Europa. Einer von ihnen (Br. Kruppa) sagte zu mir: „Komm mit und begleite uns bis Chinde.“ Ich nahm die Aufforderung an. Wir kamen nach Mwaya. Da sah ich zum ersten Mal den Nyassasee. Als ich ihn sah, da war ich sehr erschrocken, denn ich hatte noch nie so viel Wasser gesehen. Bei uns sind nur kleine Flüsse. Wir schliefen eine Nacht in Mwaya. Am nächsten Tage sahen wir auf dem See in der Ferne einen kleinen Gegenstand, der sah aus wie ein Stück Holz. Das kam immer näher, wurde immer größer, und als es ganz nahe war, da war es sehr groß, und das war das Dampfschiff. Ich dachte in meinem Herzen: „Diese Europäer sind imstande, ein so großes schwimmendes Ding zu machen. Das sind Leute!“ Zuerst mußten wir in Boote steigen, die wurden mit Rudern fortbewegt, indem die Ruder ins Wasser gestoßen wurden. Als ich auf dem Schiff war, erstaunte ich sehr, denn ich fand, daß da auch kleine Bretterhäuschen (Kabinen) darauf waren, die waren mit Farbe schön angestrichen, nachdem sie vorher glatt gehobelt worden waren. Auch zwei Unteroffiziere und sehr viele Soldaten kamen auf das Schiff, so viele, daß es ganz voll war.

Als das Schiff anfing zu gehen, da sagte Malova (Schw. Kruppa): „Gehe in die Küche und hole Milch für das Kind.“ Da ging ich, aber es fing an in



Papaiastrauch in Mbozi (Nyassagebiet).

meinem Innern sich zu drehen und ich mußte mich übergeben. Da bin ich auch hingefallen und bin auf allen Vieren gekrochen. Fünf Tage waren wir auf dem deutschen Dampfer, und da erreichten wir Fortjohnstone. Dort gingen wir in einen englischen Dampfer. Der war ganz anders wie der deutsche, der hatte ein großes Rad hinten. Das Rad schlug ins Wasser und bewegte das Schiff vorwärts. Bei diesen Bewegungen schöpfte es auch Fische aus dem Wasser auf das Schiff. Etliche wurden gegessen, und etliche wurden wieder ins Wasser geworfen.

Nachdem wir eine Nacht gefahren waren, war der See zu Ende, und wir mußten Boote besteigen, denn der Dampfer konnte nicht weiter fahren. Aber auch die Boote konnten nicht fahren, denn der Fluß (Shire) war voll Gras gewachsen. Wir waren zwei Tage unterwegs und hatten nicht genug Lebensmittel. Sie

gingen ganz aus, und wir litten Hunger. Aber endlich kamen wir nach Matope.

Am nächsten Morgen kamen die Träger für die Hängematten. Jeder Europäer bekam vier Mann und jedes Kind zwei. (Das erregte sein Erstaunen, denn hier ist es Sitte, daß 10—16 Leute einen Erwachsenen tragen.) Diese Leute liefen so schnell wie ein Esel. Ich lief hinter ihnen her, aber ich blieb zurück. Ich blieb ganz allein zurück, und die Nacht überfiel mich. Als es dunkel wurde, kam ich an eine Europäerniederlassung. Dort fragte ich an, ob meine Herrschaft etwa da sei, aber er trieb mich fort. Da kam ein Mann, der zeigte mir den Weg nach Blantyre. Aber es war Nacht, und ich hatte Kopfschmerzen. Da setzte ich mich unter einen Baum und spannte meinen Regenschirm über mich aus. Es war aber sehr windig, und der Wind nahm den Schirm fort. Ich lief ihm nach, aber er nahm ihn wieder fort. Da hat mein Herz geschrieen: „Jesus, beschirme du mich mit deinen Flügeln!“ In jener Nacht habe ich sehr gelitten und nicht geschlafen. Als es anfing Tag zu werden stand ich auf und wollte gehen. Da stand neben mir ein anderer Mann auf und lief fort. Ich rief ihn an, er solle doch warten, aber er verschwand. Da dachte ich, daß es Jesus gewesen ist.

Ich ging dann meines Weges und kam nach Blantyre. Ich ging in ein Bollwerk der Europäer und fragte nach den Reisenden. Ein Arbeiter zeigte mir den Weg nach Mandala. Dort angekommen ging ich wieder in ein Bollwerk der Europäer. Dort traf ich einen Europäer, der fuhr mich an und trieb mich fort. Da ging ich hinaus und dachte: „Wahrscheinlich werde ich noch eingesperrt werden“. Da traf ich einen Jüngling, der sagte: „Komm mit, ich will dich führen!“ Da führte er mich in das Haus, in dem meine Herrschaft war. Sie wohnten oben im zweiten Stock. Da dankte ich dem Jüngling und sagte: „Du warst sehr freundlich, mein Freund!“ Meine Herrschaft fragte mich, warum ich nicht mitgekommen sei. Da sagte ich, daß die Leute so schnell gelaufen seien. Da sagte sie: „Ja, siehst du, die Leute hier sind ganz anders wie bei euch. Die laufen wie die Esel. Bei euch müssen immer viele für einen Europäer sein. Hier nur vier.“ Da bekam ich Essen mit Rindfleisch.

In Mandala blieben wir fünf Tage. Am sechsten Tage gingen wir auf die Eisenbahn. Die hat eiserne Räder, und die laufen auf eisernen Schienen. Als ich das sah, da dachte ich: „Wie mag wohl das Ding in Bewegung kommen?“ Meine Herrschaft kaufte mir eine Karte, und ich ging hinein. Als ich drin war, fing die Bahn an zu laufen, und sie lief mit aller Macht. Es war so, als ob der Wind uns triebe. Als ich das merkte, da fürchtete ich mich sehr und dachte, daß wir fallen würden. Am Abend kamen wir da an, wo die Bahn hinfuhr (Port Herald). Dort waren sehr viele Europäer, die hatten alle weiße Kleider an. Da dachte ich: „Wie es scheint, sind wir jetzt in Europa angekommen.“ Was mich wunderte, war, daß die Europäer einander nicht grüßten. Ich dachte: „Vielleicht kennen sie einander nicht.“ Wie ich so dastand, da hörte ich die Stimme des Herrn, der rief: „Andeleya!“ Ich antwortete und sagte: „E“. Mein Herr sagte: „Komm nur zu uns, sonst verläufst du dich wieder“. Wir gehen jetzt in den Dampfer, wo wir auch schlafen.“ Darüber war ich wieder sehr verwundert, denn ich hatte gedacht, wir seien angekommen, aber ich mußte wieder auf das Wasser gehen. Als wir ein Stück gefahren waren, kamen wir in eine Gegend, wo der Fluß über seine Ufer getreten war. Die Leute wohnten in turmartigen Häusern. Auch ihre Felder standen unter Wasser. Da ergriff mich ein großes Mitleid mit den Leuten, und ich dachte auch an die Sintflut dort bei Noah.

Nach und nach kamen wir in den Zambezi. Da sagte Malova zu mir: „Schöpfe Wasser und wasche die Wäsche!“ Ich tat es. Ich nahm den Eimer, der war an einen Strick gebunden, und wollte schöpfen. Aber als ich den Eimer hinunterlassen wollte, schlug mich der Strick so, daß ich in den Fluß geworfen worden wäre, wenn nicht ein Arbeiter mich ergriffen hätte. Der Mann sagte: „Wenn ich nicht gewesen wäre, so lägst du jetzt im Wasser und die Krokodile hätten dich geholt!“ Da erschrak ich noch mehr.

Dann kamen wir nach Chinde. Da sah ich den Ozean. Der hat salziges Wasser, das kein Mensch trinken kann. Der Ort ist auf Sand gebaut. Sand und nichts als Sand. Dabei ist dort eine große Hitze. Das Schlimmste aber sind die vielen Moskiten. Die beißen schrecklich. Das Essen ist in Chinde sehr teuer. Wenn du dir dort etwas kaufst, was eine halbe Rupie (66 Pf.) kostet, so denke nicht, daß du satt wirst. (In Mbozi kostet das Essen der Eingeborenen für den Tag 6—8 Pf.)

In Chinde war ich noch drei Tage mit meiner Herrschaft zusammen, und ich spielte mit den Kindern. Eines Tages kam ein Mann, der trug Schlangen in Körben. Er stellte die Körbe ab und löste die Deckel, da kamen die Schlangen heraus. Der Mann sang und spielte mit den Schlangen. Ich aber floh, denn ich fürchtete, sie könnten mich beißen.

Als der Dampfer angekommen war, fuhr meine Herrschaft hinüber, und ich war allein. Da lernte ich einen Burschen kennen, der auch zurück ging. Mit dem haben wir alle Tage gebetet. Mit ihm kam ich zurück nach Mwaya. Ich Andeleya.

Rätsel.

Der Jägersmann zog froh
Auf e zu jagen aus,
Doch kehrte er gar bald
Verstimmt mit u nach Haus.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 10. Oktober 1914. 15. Jahrgang.

Kleinwelka und unsere Missionskinderanstalten im Befreiungskriege 1813.

Schon im siebenjährigen Kriege wurde Kleinwelka oft empfindlich heimgesucht. Besonders aber hat der Ort an den Drangsalen von 1813 seinen Anteil reichlich bekommen.

Im Februar wurden die Gemüter bei dem Herannahen der verbündeten Truppen sehr beunruhigt durch die öffentliche Erklärung des Königs von Sachsen, daß er seiner bisherigen Verbindung mit Frankreich treu bleiben werde.

Im März rückte das Korps von Franzosen und Russen unter Reynier in Bautzen ein. Der menschenfreundliche und sehr gebildete, wenn auch nicht immer glückliche General kam bald nach Kleinwelka, ließ sich mit seinem Stabe im ganzen Orte herumführen, und erkundigte sich besonders nach der Einrichtung der Kinderanstalten.

Aber bald ging es rückwärts, und den 19. März ließen sich die ersten Kosaken sehen. Bald folgte das ganze Korps von Wittgenstein, und mit rohem Ungestüm und schrecklichen Drohungen drangen die wilden Krieger in alle Häuser ein.

Die Fastenzeit, in der die Russen gerade damals lebten, vermehrte sehr die Verlegenheit bei ihrem Durchzuge. Denn sie wollten mittags, abends und am andern Morgen nichts als Fische, und drohten im Weigerungsfall mit den entsetzlichsten Folgen. So mußte man einmal mitten in der Nacht aus einer Entfernung von drei Stunden einige Zentner Karpfen herbeischaffen.

Es schienen aber auch die rohesten von diesen Kriegern vor dem Namen Gottes Ehrfurcht zu haben. Ein armer Mann in der Nachbarschaft, der auch einen Soldaten bekam, konnte demselben nichts als Kartoffeln vorsetzen. Der Soldat warf sie auf den Boden. Da rief der Bauer in seiner Angst: „Ach Herr Jesus Christus! was soll ich machen?“ Und nun las der Russe die Kartoffeln wieder auf, und verzehrte sie ganz ruhig und zufrieden.

Bald brachen in der Umgegend die Krankheiten und Seuchen aus, die gemeiniglich die Folge von großen Heerzügen sind; Kleinwelka aber blieb damit verschont.

Im April zog Kaiser Alexander und der König von Preußen in Bautzen ein, und man fing an zu hoffen, es habe nun keine Gefahr mehr. Aber den 11. Mai kamen die ersten Schreckensberichte von dem Rückzug der russischen und preußischen Armee. Des folgenden Tages nahmen 50 russische Kürassiere den Hafer und Heuvorrat auf dem herrschaftlichen Hofe und im Gasthofe mit Gewalt weg. Starke Durchzüge von Kosaken folgten, unter Anführung des Fürsten Platow, der sich aber gar freundlich benahm.

In der Nacht verkündete das fast ununterbrochene Krachen des schweren Geschützes und der vom Brande von Bischofswerda gerötete Horizont das Vordringen der französischen Armee. Lieferungen für das Lazarett

in Bautzen und Forderungen aller Art drängten sich in diesen Tagen unaufhörlich.

Man sah nun deutlich, daß es leicht in dieser Gegend zu einer blutigen Schlacht kommen könnte; man beschloß daher am 13. Mai, die Kinder der beiden Missionsanstalten in Gottes Namen seitwärts in Sicherheit zu bringen. Sie zogen mit ihren Vorgesetzten, 106 Personen an der Zahl, zu Fuß nach Milkel, einem drei Stunden von Kleinwelka gegen Norden gelegenen Gute des Grafen von Einsiedel, das ihnen der Verwalter freundschaftlich als Zufluchtsort angeboten hatte.

Kaum waren sie fort, so wurde es immer unruhiger im Orte. Viele, zum Teil schwer verwundete Flüchtlinge zogen durch. Die Forderungen wurden immer ungestümer. Man wagte kaum mehr zu Bett zu gehen. Denn es kamen immer neue Züge, und das Erpressen artete nach und nach in völliges Plündern aus.



Missionsknaben-Erziehungsanstalt in Kleinwelka bei Bautzen.

Den 15. Mai errichteten die Franzosen eine halbe Stunde von Kleinwelka eine Batterie. Bald sausten ihre Kugeln in der Nähe vom Orte den noch in der Gegend stehenden Preußen nach; man sah Haubitzen in den Feldern niederfallen. Die Franzosen besetzten die Wiwalze, die Schanze aus Karls des Großen Zeit. — Ein Lager von 20000 Mann umzingelte den Ort, in welchem der später durch seine Anhänglichkeit an Napoleon so bekannte General Bertrand mit 22 Generälen und 200 Offizieren sein Quartier bezog. Die Offiziere waren sehr teilnehmend und gütig; aber der Zudrang war so stark, daß niemand Ordnung halten konnte; und so wurden etwa sechs kleine Häuser rein ausgeplündert. Das Gehölz in der Nähe wurde niedergehauen und verbrannt. Auch viele Häuser in der Nachbarschaft wurden abgedeckt, und Scheunen wurden ganz abgebrochen, um Holz zu bekommen.

Ein großer Teil der Einwohner glaubte jetzt den gänzlichen Untergang des Ortes nahe, und die Notwendigkeit, sich durch die Flucht zu retten, schien unvermeidlich. Eine Menge Frauenspersonen versammelte sich, mit etwas Kleidern und Lebensmitteln versehen, in dem Kirchensaal, um von da ihre Flucht zu bewerkstelligen. Kaum waren sie aber beisammen, so drangen schon zwei Plünderer durch die Türe einer Wohnung ein, die mit der Kirche zusammenhängt. Man konnte die Tür noch zuhalten, bis sich die Gesellschaft hinten hinaus geflüchtet hatte. Dann drangen die wilden Soldaten mit Gewalt in das Haus, beraubten die Einwohner, sprengten und hieben die Kommoden und Schränke auf, und wollten sich eben mit dem Raube fortbegeben. Da packte ein handfester Mann mit Entschlossenheit den einen Soldaten von hinten, und drängte ihn wieder zum Haus hinaus. Dem zweiten Soldaten, der den Säbel zog, zerbrach ein anderer Herbeieilender denselben, und warf ihn ihm vor die Füße, und so wurde dieses Haus von den Plünderern befreit.

Es waren in diesen Tagen bekanntlich mehrere hunderttausend Mann auf einem Flächenraum von wenigen Stunden gelagert. Schauerlich prächtig war besonders in der Nacht vom 17. der Anblick der zahllosen Lagerfeuer bis hinter Hochkirch. Ueberall stöberten die Soldaten mit Feuerbränden herum, und es geschah nur durch ein Wunder, daß nirgends im Orte ein Feuer aufging. Weil man von allen Orten abgeschnitten war, so mußte man befürchten, bald am Nötigsten darben zu müssen; denn Rindvieh, Schweine, Federvieh, Getreide, alles wurde gewaltsam weggenommen.

Am 18. Mai erwartete jedermann eine Schlacht; die Soldaten wurden durch die Zögerung mißmutig und bedenklich. Den 19. fanden beständige Märsche und Gegenmärsche statt. Aber nach einer heftigen Kanonade von Königswartha her vereinigte sich Ney's Korps mit der Hauptarmee, wodurch der Plan zur morgenden Schlacht reifte. Gegen Mittag verbreitete sich plötzlich die Nachricht: der Kaiser ist da! und mit Blitzesschnelle durcheilte er die ganze meilenlange Linie, um die Anordnungen zu einer Schlacht zu treffen und sich seinen Soldaten zu zeigen. Diese wurden durch seinen Anblick solchermaßen begeistert, daß sie alles bisherige Ungemach darüber vergaßen.

Napoleon weilte des Abends bei Kleinwelka, da wo eine Sandgrube ist, vor einem Tische, auf welchem Karten aufgelegt waren. Er war unermüdlich, Erkundigungen einzuziehen und Befehle zu erteilen. Später soll er sich bis Mitternacht in einem Hause des Ortes aufgehalten haben. Man spricht noch von einem scharf bewachten Zimmer, in welchem er sich mit den Generälen aufhielt. Gerade da, wo sonst die Ausbreitung des Reiches Gottes in allen Teilen der Welt den friedlichen Gegenstand so mancher Gespräche ausmacht, wurde wahrscheinlich der Plan zu

der großen Schlacht gemacht, durch welche der große Dränger unserer Tage seine Herrschaft wieder herzustellen hoffte.

Den 20. Mai sah man Kolonnen von allen Waffengattungen hin und her durch die fruchtbaren Fluren ziehen, und den Segen der künftigen Ernte zu Boden treten. Unvermutet fing gegen Mittag eine über allen Ausdruck fürchterliche Kanonade etwa eine Stunde vom Orte an. Die Erde erbebte und die Fenster zitterten. Man konnte das Auffahren der Kanonen und die Bewegung der Regimenter deutlich beobachten. Das war die mörderische Schlacht bei Bautzen.

Des Abends erfuhr man, daß Bautzen und die Stellungen an der Spree von den Franzosen eingenommen worden seien. Dies rettete Kleinwelka vom Untergang, weil im Fall eines Rückzugs die französischen Batterien in der Nähe den Ort unstreitig würden eingeäschert haben. Diese Gefahr wurde gegen Abend anschaulich gemacht durch das Schicksal von elf vorwärts liegenden Dörfern, aus welchen sich furchtbar große Feuer- und Rauchwolken bis in die Nähe von Kleinwelka fortzuwälzen schienen.

Einen noch nie erlebten, das Innerste ergreifenden Blick in das menschliche Elend bot bald darauf die Ankunft der vielen Verwundeten dar, deren Anzahl bis zum 21. auf 2000 stieg. Fast alle Häuser und Scheunen wurden damit angefüllt; und noch mußten manche unter freiem Himmel bleiben. Da, wo sonst die Missionsknaben wohnen, lagen nun 43 Oberste und andere Offiziere. Weil fast alle Landleute in der Nähe geflüchtet waren, so fiel die Besorgung dieser Unglücklichen ganz auf die hier gebliebenen Einwohner. Sechsunddreißig Männer waren beständig im Dienst. Sie mußten die Verwundeten, deren Angstgeschrei bis in die benachbarten Häuser drang, bei den Operationen halten, abgeschnittene Hände und Füße fortschaffen, und sonst viele höchst unangenehme Handreichungen verrichten. Zweiundzwanzig Verwundete starben unter ihren Händen, die bei dem Gottesacker, da wo jetzt ein Denkmal steht, beerdigt wurden. Eine Anzahl Frauenspersonen war ununterbrochen mit Bandagemachen, Waschen und dergleichen beschäftigt. Es mußte in der Geschwindigkeit eine große Menge Topfgeschirr, Messer, Löffel, Kessel zum Kochen und anderes Hausgerät hergeschafft werden; ferner 2800 Pfund Brot, 400 Kannen Branntwein, 350 Flaschen Wein, 11 Stück Schlachtvieh usw.

Welch ein Glück war es, daß der größte Teil der Einwohner den Mut gehabt hatte, im Ort zu bleiben. Wie würde es sonst den Häusern und Habseligkeiten ergangen sein! Man hörte in den folgenden Tagen, wie die Flüchtlinge aus den Dörfern zum Teil so schrecklich mißhandelt und ausgeplündert worden waren, während daheim ihre Häuser ganz geleert und wohl gar zerstört und verbrannt wurden.

Es ist fast unbegreiflich, wie nach dem, was seit acht Wochen war gefordert worden, ein kleiner Ort von kaum 300 Einwohnern noch so viel leisten konnte. Auf Gottes Wunderhand machte selbst ein französischer Inspektor aufmerksam. Bei Betrachtung einiger sehr stark mitgenommenen Häuser sagte er: „Sie haben allerdings viel gelitten; aber es ist bei Ihnen genau so, wie Ihre heutige Losung sagt: „Die Güte des Herrn ist es, daß wir noch nicht gar aus sind, und seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende.“ Es war ein Katholik aus der Gegend von Trier. Er erzählte, er habe vor mehreren Jahren zufällig ein Losungsbuch in die Hände bekommen, und es sich seitdem jährlich angeschafft. Es war bei dem vielen Unangenehmen sehr erfreulich, auch von gemeinen Soldaten, vorzüglich Württembergern, erbauliche Äußerungen zu hören, die auf die Lage der Einwohner besonders paßten. Es gab verschiedene Gelegenheiten, wo man auch bei Franzosen von dem einigen Notwendigen ein gutes Wörtlein anbringen konnte. Die Kommissarien und Direktoren waren anfangs sehr hart und drohend, wurden aber immer milder und freundschaftlicher, und sorgten dafür, daß schon am 23. Mai gegen 700 leicht Verwundete zu Fuße gegen Dresden abgefertigt wurden.



Missionsmädchen-Erziehungsanstalt in Kleinwelka bei Bautzen.

Doch wir kommen wieder auf die Missionskinder zu reden, deren Schicksal uns hier zunächst in Anspruch nimmt. Acht Tage lang hatte man von ihnen nichts gehört. Um so größer war die Freude, als man am 25. Mai vernahm, daß der Herr sie behütet habe, wie einen Augapfel im Auge.

Man hatte nötig gefunden, die Mädchen noch weiter zurück bis nach Uhyst zu bringen. Da aber die Lebensmittel, die man ihnen zuführte, oft von den Soldaten gewaltsam weggenommen wurden, so waren sie auf sehr einfache und sparsame Mahlzeiten

beschränkt. Und als später auch die Knaben in Milkel nicht mehr sicher waren, so erwuchs die Besorgnis wegen des Unterhalts von so vielen Personen zur größten Verlegenheit.

Da erweckte Gott das Herz eines russischen Obersten, Namens Prendel, der von seiner frühern Station bei Bautzen her mit Kleinwelka bekannt war, und nun mit 900 Kosaken und 2000 Mann anderer Truppen bei Uhyst stand. Er besuchte die Mädchen im dortigen Schlosse, und da man sie in eine einzige Stube gebracht hatte, um sie vor den Soldaten zu verbergen, so befahl er, ihnen den ganzen mittlern Boden einzuräumen, und veranstaltete, daß sie auch im Garten sicher spazieren gehen konnten, mit dem Beifügen, ihre Gesundheit erfordere es.

Als er von der Ankunft der Knaben hörte, und vernahm, daß sie keine Lebensmittel haben, ließ er gleich einige Kosaken einen geschlachteten Ochsen an einer Stange herbeitragen. Die Kosaken sahen jemand vor sich hergehen und meinten, er zeige ihnen den Weg. Dieser aber wollte gerade einige Treppen hinauf auf den Boden des Hauses gehen; dorthin trugen denn die Russen den Ochsen mit der gutmütigsten Geschäftigkeit nach und legten ihn unter dem Dache nieder. So gab es auch in den ernsthaftesten Tagen etwas zum Lachen. Der Oberst schenkte der Anstalt noch zwei Ochsen, alle Tage zehn Laibe Brot, zwei Tonnen Bier, Mehl, Milch und andere Sachen. Er besuchte die Kinder täglich, bewies eine rührende Teilnahme an allem, was sie betraf, und war immer darauf bedacht, ihnen Vergnügen zu verschaffen. In seiner Gesellschaft war Prinz Biron von Kurland, ein Kirgisenfürst und andere hohe Offiziere, welche auch alles taten, womit sie die Lage der Kinder erleichtern konnten.



Kleinwelka.

Später war Oberst Prendel genötigt, seine Stellung zu verlassen. Er schickte aber noch am 28. von Spremberg aus einen Offizier mit 40 Kosaken, um sich nach dem Befinden der Kinder zu erkundigen. In seinem Briefe hieß es: „Mir liegen die guten Kinder so sehr am Herzen, daß ich alle Lehrer bitte, mir durch diesen Offizier wissen zu lassen, ob sie noch zu leben haben, und worin ich ihnen helfen kann.“ Späterhin trug er einem seiner Adjutanten, einem gebornen Kamtschadalen auf, sich nach den ihm so lieb gewordenen Kindern zu erkundigen.

In Kleinwelka war unterdessen der Mangel an Lebensmitteln immer drückender geworden. Aber den 26. Mai wurden durch die Gefälligkeit des Kriegskommissärs wieder 1200 Kranke abgeführt. So konnten nun auch die Anstaltshäuser geräumt und gereinigt werden; und vom 29. Mai bis zum 2. Juni kehrten die sämtlichen Kinder wieder zurück. Den 4. Juni konnte sich die Gemeine wieder öffentlich versammeln, um dem Herrn der Heerscharen für alle Wunder seiner Treue und Bewahrung den demütigsten Dank darzubringen.

In den folgenden Tagen wurden die Felder gesäubert und die Saaten aufs neue bestellt. Ein Ingenieur nahm den Plan der Schlacht auf, und seine Erzählungen zeigten erst recht, wie wunderbar der Ort bewahrt worden war.

Am 10. Juni kam die frohe Kunde eines abgeschlossenen Waffenstillstandes und damit eine Zeit der Ruhe.

Den 24. August entstand neue Angst. Ganze Viehherden wurden durch den Ort getrieben, um sie in Sicherheit zu bringen. Den 31. ließen sich die Kosaken wieder blicken, und sie blieben mehr oder weniger in der Nähe, bis sie den 12. September nach dem Rückzug der Franzosen in den Ort einrückten. Sie waren sehr wild, schlugen die Fenster ein, sprengten die Türen auf, raubten Wäsche und anderes, bis endlich ihre Offiziere Ordnung schafften. Den 16. erteilte der Minister von Hardenberg dem Orte einen eigenhändigen Schutzbrief, der ihm in der Folge vom größten Nutzen war. Es ging aber noch durch manche Angst, der erst die Schlacht bei Leipzig ein völliges Ende machte.

Einst kam ein unbekannter Wanderer in die Nähe des Denkmals, wo die 22 Krieger begraben sind und blickte nach der Wiwalze hin. Er sagte: „Dort habe ich vor 27 Jahren den Kampf mitgemacht. Es zog mich hierher, um mir die Stätte wieder anzusehen, wo so ernstlich gestritten wurde.“ Und seine Augen füllten sich mit Thränen der Rührung.

Aus „Die Missionskinder“ von Joh. Linder-Basel.

Mk. 22.— für Unyamwesi von Schulkindern durch die Schw. Landolph und Herzog mit herzlichem Dank erhalten.
A. Schulze, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 11. November 1914. 15. Jahrgang.

Mission und Krieg heut und vor 100 Jahren.

Eine Missions-Kinderstunde während des Krieges,

gehalten in Herrnhut am 23. August 1914 vom Herausgeber.

I. Gedenkt der Mission und der Missionare auch während des Krieges!

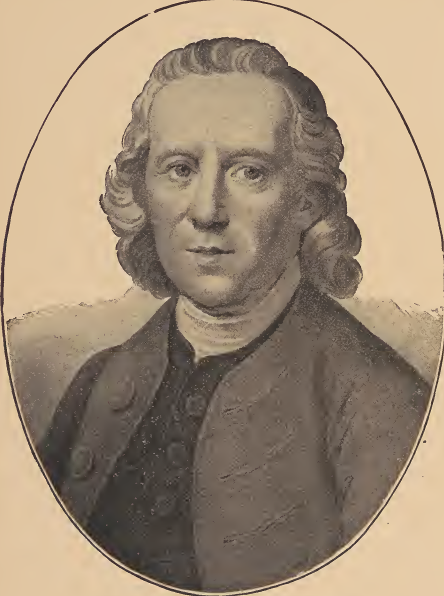
Statt eines Missionsfestes halten wir heute nur einen Missionsgedenktag, denn große Feste zu feiern, das will uns in dieser bitter-ernsten Zeit unrecht erscheinen. Freilich solche Tage wie der gestrige, der uns eine erste große Siegesbotschaft von unseren tapferen Truppen brachte, müssen und dürfen wir festlich begehen. Aber im allgemeinen ziemt uns stiller Ernst, solange uns der Herr noch unter dem Druck des Krieges dahingehen läßt.

Ganz vergessen jedoch dürfen wir einen Erinnerungstag wie den 21. August in keinem Jahr. Es ist bekanntlich der Tag, an dem vor jetzt 182 Jahren zwei einfache Herrnhuter Brüder, ein Zimmermann und ein Töpfer, die aber tiefernste und gläubige Männer waren, mit dem Grafen Zinzendorf dort die Löbauerstraße hinausfuhren und dann auf Bautzen zu, um nach einem ernsten, eindringlichen Gebet des Grafen die Weiterreise anzutreten, die sie zu den Negersklaven nach Westindien führen sollte. Sie wanderten erst durch Deutschland zu Fuß und bestiegen dann in Kopenhagen ein Schiff, das sie im Dezember 1732 in St. Thomas an Land setzte, wo sie den armen Schwarzen das Evangelium von der Liebe des Heilands predigen konnten. Aus diesem bescheidenen Anfang ist unser ganzes großes Missionswerk der Brüdergemeine herausgewachsen, das jetzt sich über alle Erdteile erstreckt, rund 220 Missionare und mehr als 100 000 getaufte Heidenchristen zählt.

Diese unsere Boten führen bekanntlich beständig einen schweren Krieg; nicht zwar einen solchen, von dem wir jetzt so viel hören und lesen, sondern einen Krieg ohne Waffen, einen Kampf mit dem Heidentum, das es zu überwinden gilt. So schaffen sie Bahn dem Evangelium des Friedens, das unser Herr und Heiland auf der Erde aufzurichten gekommen war; so legen sie einen Grund in den Herzen der schwarzen und roten Menschen, damit dann der Herr Jesus mit seiner Liebe Einzug halten könne.

Wenn wir ein Missionsfest feiern oder einen solchen Missionsgedenktag halten, da freuen wir uns immer über Siege, die unsere Heidenboten in diesem Kampfe schon errungen haben. Wir haben zu solcher Freude auch an diesem heutigen Jahrestag der Mission volle Ursache, denn es konnten auch im letzten Jahr wieder viele Heiden getauft werden, und der Herr hat die Arbeit unserer Missionare reich gesegnet dadurch, daß sie in ganz neuen heidnischen Gegenden Einzug halten konnten, daß sie frohe Tauffeiern und kirchliche Jubelfeste abhalten und ganze Scharen von „Neuen Leuten" um sich sammeln konnten, damit sie zur Taufe vor-

bereitet würden. Auch unsere große Missions-Jahresrechnung gab uns diesmal Anlaß zur Freude, denn sie schloß nicht mit solchen ungeheuer hohen Fehlbeträgen ab, wie dies in früheren Jahren der Fall war. Immerhin müssen wir alle unsre kleinen und großen Freunde bitten, auch in dieser schweren Kriegszeit unsrer Mission und ihrer Arbeiter daheim und draußen wie mit dem Gebet, so auch mit Gaben nicht zu vergessen, denn 50 000 Mk. beträgt unsre Missionsschuld doch auch in diesem Jahre. Sie muß abgetragen werden. Und um Gaben für die laufenden Ausgaben müssen wir bitten, denn unsre Missionare



Leonhard Dober, der erste Brüdermissionar in Westindien.

müssen doch auch in diesen schweren Zeiten etwas zu leben haben. Und vor allem: Betet für unsere Missionare und ihre Frauen und Kinder. In was für schweren Sorgen werden sie jetzt einhergehen. Sie hören ja doch nichts von der Heimat und von ihren Kindern in Deutschland. Und ob sie selbst Krieg im Lande haben? Wenigstens diejenigen in Deutsch-Ostafrika? Fast scheint es so. Doch Gott weiß es. Ihm seien sie befohlen.

* * *

Weil wir nun in diesen Wochen unter dem Zeichen eines Krieges stehen, wollen wir uns einmal daran erinnern, was uns eine solche Kriegszeit an einem Missionsgedenktag zu sagen hat. Da will ich euch erst eine Geschichte erzählen, die uns zeigt, was für schwere Zeiten während eines Krieges über unsre Mission hereinbrechen können. Der Herr kann ja wohl selbst aus der schwersten Not erretten, und er hat dies auch in dem Fall, von dem ich euch erzählen will, getan. Aber das versteht sich nicht von selbst, sondern wir müssen ihn in jedem Fall erst wieder darum bitten. Dazu soll uns diese Erzählung ermuntern. Bitten wir aber den Herrn um seine Hilfe, dann wird er sie uns schenken, darauf dürfen wir vertrauen, denn bei ihm ist die Macht und auch die Barmherzigkeit. Unsere Losung am 21. August, dem eigentlichen Missionsgedenktag hieß: „Herr, es ist bei dir kein Unterschied zu helfen unter vielen, oder da keine Kraft ist“, 2 Chron. 14, 10. So flehte der König Asa von Jerusalem, als er von fremden Völkern, von einem Mohrenheer, bedroht war; und weil er dem Herrn zutraute, daß er ihm helfen würde, darum hat er ihm auch seine Hilfe erwiesen. Und so wird er auch uns erhören, wenn wir ihn kindlich und vertrauensvoll anrufen. Und haben wir ihn zum Beistand, dann vermögen uns auch Millionen von Menschen nichts anzuhaben.

II. Errettung von Missionaren

(mit Frauen und einem Kind)
auf der Reise nach Westindien im Jahre 1813 beim Angriff ihres Schiffs durch ein Kaperschiff.

1. Stürmische Fahrt von Dänemark nach Schottland und Ueberfall durch ein englisches Kriegsschiff.

Es war an einem Märztag im Jahre 1813, also vor reichlich 100 Jahren, damals, als der mächtige Franzosenkaiser Napoleon beinahe alle Länder des europäischen Festlandes in seinen Krieg hineinzog und besonders Deutschland schwer bedrückte. Jahrelang konnten dieses großen Kriegs wegen keine Verbindungen zwischen Deutschland und den Missionsgebieten aufrecht erhalten werden, wenigstens war dies nur auf bedeutenden, zeitraubenden Umwegen möglich. Um einmal wieder neue Missionare in die Missionsländer hinauszuschicken, versuchte die Missionsleitung der Brüdergemeine in Herrnhut, ob dies auf dem Wege über Dänemark möglich sei. Daher versammelte sich im Frühjahr 1813 eine Missionsgesellschaft von 8 Personen, Mitgliedern der Brüdergemeine, in Dänemark, die teils nach Grönland, teils nach Westindien bestimmt waren. Sie wollten versuchen, von Dänemark aus auf das Missionsgebiet zu gelangen. Die folgende interessante Erzählung von den Gefahren, die sie auf ihren Reisen überstanden haben, ist dem Tagebuch einer Missionarsfrau entnommen und interessiert uns hier um so mehr, als auf dem zweiten Teil der Reise auch ein Missionskind unter den Fahrgästen war.

Anfang März ging die Gesellschaft in Flensburg im Herzogtum Schleswig an Bord eines Schiffes. Zunächst sollten sie alle nach Schottland fahren und von dort die einen nach Norden, die anderen nach

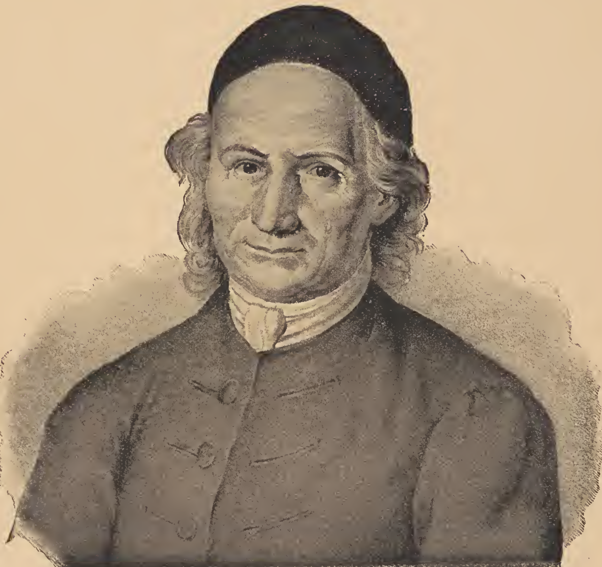
Süden abzweigen. Aber schon bis Schottland hatten sie eine entsetzliche Fahrt. Sturm über Sturm! Als sie in die Nähe von Schweden kamen, stieg der Sturm dermaßen, daß z. B. zwei von den Missionarsfrauen auf dem Deck von einer Welle ganz überschwemmt wurden. Doch dies war nicht die einzige Not.

Am Nachmittag desselben Tages näherte sich ein englisches Kriegsschiff und zwang das Missionsschiff, nach Gothenburg zu steuern. Dort wollte man die Schiffsladung untersuchen und die Schiffsgesellschaft über den wirklichen Zweck ihrer Reise ausfragen. Damit sie nicht versuchte, zu entrinnen, wurde die dänische Mannschaft mit englischer vertauscht, nur der Kapitän durfte auf dem Schiffe bleiben. Acht Meilen vor der Stadt mußte das Schiff vor Anker gehen, und es wurde nur ein junger Offizier und zwei ganz unerfahrene Matrosen bei den Reisenden zurückgelassen. Diesen war dabei sehr bange. Was sollte geschehen, wenn sich etwa wieder ein Sturm erhöbe? Und wirklich, es zog ein Sturm wieder auf. Die Matrosen hißten eine Notflagge. Daraufhin erschien auch eine Lotse und führte das Schiff näher zur Stadt. Ehe es aber vor Anker gelegt werden konnte, drehte sich der Wind, und man mußte nun wieder umkehren. Dabei stieß das Schiff auf Grund und saß nun völlig fest. Gott sei Dank kam es nach einiger Zeit wieder los.

In den folgenden Tagen hatte die ganze Gesellschaft bei dem starken Wind selbst alle Arbeit auf dem Schiff zu tun, besonders die Anker zu beobachten. Am 31. März wurde es wieder sehr stürmisch, daher gaben am Tag darauf die Anker allmählich nach, und ohne daß man es bemerkte, trieb das Schiff dem Lande zu. Zum Glück wurde die Mannschaft durch Warnungsschüsse der anderen Schiffe auf die Gefahr aufmerksam gemacht. Wieder ließ man einen Lotsen kommen. Es war eine schreckliche Nacht; fürchterlich tobte der Sturm und entsetzlich brausten die Wellen, doch wurde das Schiff vor dem Stranden noch glücklich bewahrt.

Am nächsten Abend kam von Gothenburg der Befehl, daß auch zwei Missionare und zwei Frauen ans Land kommen sollten, um untersucht zu werden, ob sie etwa Spione seien. Diese Unannehmlichkeit aber hatte für sie eine Annehmlichkeit zur Folge. In Gothenburg nämlich befand sich eine Erziehungsanstalt der Brüdergemeine, und deren Direktor nahm sich der Missionsgeschwister liebevoll an.

Am 6. April endlich wurde das Schiff wieder freigegeben. Es kam jedoch unterwegs abermals in so große Gefahr, daß eine Zeitlang niemand glaubte, daß es das Ziel erreichen würde. Wegen widriger Winde mußte man auf dem Meere beständig hin- und herkreuzen, bis man schließlich am 1. Mai, also nach zwei Monaten, in Schottland ankam.



David Nitschmann, der im August 1732 mit Leonhard Dober als Missionar nach St. Thomas auszog.

2. Der Aufenthalt in Schottland und seine günstige Wirkung.

Auch dort galt es längere Zeit liegen zu bleiben. Aber wie treu hatte der liebe Gott alles für die Missionare eingerichtet! Durch ihren Aufenthalt in Schottland wurden die dortigen Bewohner mit der Mission der Brüdergemeine bekannt; und das hatte zur Folge, daß sich viele christliche Freunde zusammenschlossen und von nun an diese unsere Mission werktätig unterstützten, besonders unsere grönländischen Missionare. Bis auf diesen Tag fahren sie fort, unsre Mission mit schönen Geldbeiträgen zu bedenken. Ja damals lernte sogar eine Dame Deutsch, nur zu dem Zweck, um mit diesen deutschen Missionaren in Briefwechsel treten zu können.

Die nach Grönland bestimmten Brüder und Schwestern fuhren von Edinburg ihrem Ziele zu. Ein englischer Walfischfahrer nahm sie mit. Die nach Westindien bestimmten Missionare aber mußten bis in den November in England bleiben, weil die Flotte, in deren Begleitung sie reisen sollten, schon abgegangen war, als sie nach Schottland kamen. In dieser Zeit wurde den Missionsgeschwistern Schärf ein Knabe geboren, Daniel mit Namen, der dann als ein vierteljähriges Kindchen die weitere Reise mitmachen mußte. Außer ihm und seinen Eltern waren noch Missionar Ramsch und seine Frau, sowie zwei unverheiratete Schwestern in dieser Reisegesellschaft, die für Westindien bestimmt war.



Unser jetziges Missionsschiff „Harmony", das alljährlich nach Labrador fährt.

3. Kaperschiffe auf der Fahrt nach Westindien

Ende November 1813 segelten sie aus. Einige englische Kriegsschiffe sollten die Handelsflotte, mehr als 100 Westindienfahrer, unter ihren Schutz nehmen, weil damals die westindischen Gewässer wegen des Krieges zwischen England und Nord-Amerika sehr unsicher waren. Wieder gab es viel Stürme zu bestehen. Ja, Stürme trieben bald die Flotte auseinander und richteten entsetzliche Verheerungen auf den Schiffen an. Mehrere Fahrzeuge gingen unter, und schließlich verließen auch die Kriegsschiffe diese Handelssegler, und so war man nun ganz schutzlos.

Und was geschah? Man sollte der größten Gefahr entgegengehen, die es damals für die Ozeanfahrer gab. Französische sogenannte Kaperschiffe erschienen. Das sind solche, die in Kriegszeiten andere Schiffe wegfangen wollen. Und wirklich, sie bemächtigten sich einiger Schiffe und versenkten sie ins Meer! Und als diese französischen Feinde glücklich außer Sicht waren, kamen amerikanische. Diese Angst nun auf dem Schiff, auf dem die Missionare waren! Aber ein Gutes hatte diese Lage. Sie hatten nämlich einen gottesfürchtigen Kapitän, der hielt morgens und abends Andachten mit seinen Matrosen nach dem englischen Kirchengebetbuch. Und er war auch sehr kinderlieb, und hatte darum auch den kleinen Daniel Schärf ins Herz geschlossen. Oft nahm er ihn auf seine Arme und rief aus: „Du bist unser Schutzengel!"

Da, es war am 12. Dezember, zeigte sich ein fremdes Schiff. Alles geriet in Furcht und flehte den Herrn um seine Bewahrung an. Dieses Schiff zog sich noch einmal zurück. Es kam aber bald wieder ein neues, und es war für die Reisenden nur der Umstand günstig, daß sie meist mit dem Winde fahren konnten. (Schluß folgt.)

Buchstabenrätsel.

Mit f im Wort ist's manches Mal
Des Lehrers und des Schülers Qual,
Doch wird's verständig eingeleitet,
Hat's oft viel Freude auch bereitet
Dem, der es gab und der's gemacht,
Und dem es Lob und Ruhm gebracht.

Stellt auf den Tisch beim Festesschmaus
Das Wort man, nimmt sich's anders aus:
Denn Früchte, Naschwerk, Blumen schmücken,
Das Ding nun auf der Tafel Rücken.
Ob's Silber ist, Kristall, ob Holz:
Es ist der guten Hausfrau Stolz.

Wenn s statt f ins Wort man setzt,
Ist jeder, der's vernimmt, entsetzt.
Und wen's befällt, der ist verloren,
Er wäre besser nie geboren.
Man treibt ihn aus der Menschheit Reih'n
Erbarmungslos mit seiner Pein.

(Reichsbote 1914.)

Rechenstunde bei den Papua.

Missionar: „Junge, hier sind 10 Kokosnüsse. Wenn du eine davon issest, wie viel hast du dann noch?"

Papuaschüler: „Dann habe ich immer noch — Hunger. —"

Ja, ja, das Rechnen ist nicht ihre starke Seite. Da ist es doch bei den weißen Burschen und Mädchen anders. Gelt?

Rechenstunde bei den Herero (Deutsch-Südwestafrika).

Missionar: „Wenn du im Kaufladen ein Kopftuch kaufst, das 75 Pf. kostet, wieviel bekommst du da von 1 Mark zurück?"

Herero-Frau: „Nichts."

Missionar: „Nichts?"

Zwei andere Frauen: „Sie hat recht."

Erste Frau: „Ja, wenn es im Kaufladen wie in der Rechenschule wär!"

Da meldet sich eine Herero-Mann: „Die Frauen haben recht. Denn — ein Kopftuch kostet 1 Mark."

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 12. Dezember 1914. 15. Jahrgang.

Ein Feldpostbrief aus Frankreich.

Einleitung.

Schon in der vorigen Nummer erinnerten wir uns daran, daß der Krieg auch die Missionsleute da und dort in Mitleidenschaft zieht und daß wir daher allen Grund haben, auch ihrer in dieser Zeit zu gedenken. Vollends, da nun das Weihnachtsfest allmählich herankommt und wir gar nicht wissen, ob wir bald Frieden haben, ob alle unsre Missionsgeschwister drüben in Afrika, Asien und Australien, besonders in unseren deutschen Kolonien, ob auch alle die Brüder, die in Europa mit den Waffen dienen, zu Weihnachten wieder ruhige Zeiten haben werden, ob sie nicht vielmehr immer ernstlicher zu leiden haben: die drüben an der Ungewißheit über das Ergehen ihrer Lieben in der Heimat, — wie ja auch viele Missionskinder in Deutschland nichts von ihren fernen Eltern wissen —, die Soldatenbrüder aber an Kälte und Hunger. Darum also laßt uns nicht müde werden, die Hände für sie alle zu falten.

Damit uns solches Gedenken leichter wird, teile ich Euch heut einen Brief mit, der von einem der Soldatenbrüder stammt. Dieser steht auf dem französischen Kriegsschauplatz, hat als Vizefeldwebel schon einen recht verantwortungsvollen Posten und steht, wie Ihr sehen werdet, mitten im Kanonendonner, mitten in der Gefahr. Es ist ja eine große, herrliche Aufgabe, so für das Vaterland zu kämpfen — Ihr wißt, wie die alten Römer sagten: dulce et decorum est pro patria mori. Für die Mädchen und die kleinsten Buben muß ichs wohl deutsch sagen: Für das Vaterland zu sterben ist süß und ist eine Ehre. Aber es müssen ja nicht alle sterben. Gott wird doch viele wohlbehalten nach Haus bringen. Und darum dürfen wir alle beten.



Der im Folgenden mitgeteilte Brief kommt von Bruder Heinrich Wurr, der in seiner bürgerlichen Stellung zuletzt Lehrer an unserer Missionsknabenanstalt in Kleinwelka war. Er ist also vielen Lesern bekannt. Diese werden froh sein, in Besitz eines der Feldpostbriefe ihres Lehrers zu kommen. Auch die Eltern der Missionskinder haben ein Interesse an dem Ergehen der Lehrer ihrer Kinder. Und wir alle hören gern etwas von einem, der im Missionsdienst steht und jetzt dem Vaterlande dient.*)

*) Anmerkung. Darum werden die Leser unsers Blattes gewiß auch gern für diesmal verzichten auf den Schluß der in der vorigen Nummer angefangenen Erzählung. Wir müssen diesen Schluß zurückstellen, da uns Br. Wurrs

Gefechtsbericht aus der Gegend von Reims.

Von H. Wurr, Vizefeldwebel im 103. Inf.-Reg.,
geschrieben am 29. September, erhalten den 9. Oktober 1914.

Sonnabend und Sonntag sollte also Ruhetag sein und ich dachte, am Sonntag vielleicht eine kleine Feldandacht für die Kompagnie halten zu können. Aber Sonnabend Abend machten wir uns plötzlich fertig, aßen in größter Hast und gingen vor, während uns sehr zahlreiche Verwundete entgegenkamen. Ich muß Nachzügler vorbringen, bleibe dadurch zurück, treffe dort, wo die Kompagnie Feuer bekommen hat, noch eine ganze Handvoll solcher kopfloser Leute, suche sie, mit teilweisem Erfolg, vorzureißen und bringe einige in eine Schützenlinie, wo der Zugführer fehlt. Ich übernehme den Zug und führe ihn vor, sobald die übrigen Teile vorgehen, was bei Nacht sehr schwer zu erkennen ist. Plötzlich lebhaftes Feuer von vorn, Hurra bei uns, Vorstürmen! Bald höre ich kein Hurra mehr hinter mir und sehe auch keinen Menschen, während das Feuer vorn lebhafter wird. Jetzt lege ich mich hin und suche nach Erlöschen des feindlichen Feuers meinen Zug, der nicht hinter mir ist, vielleicht sich mehr rechts gezogen hat. Rechts vorn treffe ich jedenfalls unsere Leute und mache mit. Es wird offenbar von beiden Parteien Hurra geschrieen, geschossen, dann wieder „Stopfen", „Nicht schießen, Hundertdreier!" gerufen. Eine üble Sache, da man nichts sieht. Vor uns brennt ein Haus. Sobald vor dem Feuerschein Menschen mit Käppis auftauchen, schießen wir. Dann wird links Verstärkung gebraucht und ich gehe hin, lege mich an den Punkt, wo unsere Linie an der Straße mit einer Flankendeckung einen rechten Winkel bildet. Um mich sind Verwundete, die schreien, wenn man sie berührt, vor mir höre ich in Feuerpausen französisch sprechen und das Rasseln der französischen Ladebewegungen.



Das + bezeichnet meinen Platz. Auf einen Mann, der über die Straße läuft, schieße ich. Dann schieße



Unsere Neger-Soldaten in Deutsch-Ostafrika.
Ähnliche stehen auch gegen unsere deutschen Truppen in Frankreich.

ich, etwas vorkriechend, mit zwei Leuten den Graben entlang und halte darauf, daß das Gewehr dem Erdboden parallel steht, anstatt etwas in die Höhe zu zielen, wie dies bei Nacht unwillkürlich geschieht. Unser Feuer wirkt, der Graben wird geräumt, wir haben Ruhe.

Nun hole ich einen verwundeten Vizefeldwebel von uns, der von drüben jammert. Da von beiden Seiten Schüsse fallen, ist die Sache ungemütlich genug, und niemand weiß, ob die nächsten Feinde 20 oder 200 Meter entfernt sind. Dann ziehe ich den linken Flügel unserer Linie etwa 50 Meter weiter links und ebenso die Flankendeckung vor. An meinem alten Platz treffe ich nun meinen Leutnant, was mich unendlich freut, denn ich wußte doch ebensowenig wie jeder andere Soldat, was wir eigentlich sollten, warauf es ankam, wie die Lage war. Von ihm werde ich mit einer Meldung zum

Brief nur für diese Nummer zur Verfügung steht. · Auch muß doch natürlich eine derartige Mitteilung so bald wie möglich in die Hände der Leser kommen.

Oberst zurückgeschickt. Vorher habe ich auf der Suche nach Patronen zwei Konservenbüchsen und Brot in dem Brotbeutel eines toten Franzosen gefunden, was wir uns beide schmecken ließen. Zurückgekehrt suche ich den Major, der unten kommandiert und habe dabei Gelegenheit, das verhältnismäßig kleine Hufeisen zu überblicken, das unsere Stellung ausmacht. Die Leute graben sich mit Eifer ein. Ehe wir bei Morgengrauen etwas sehen, knallt es von drei Seiten, und die Geschosse pfeifen nur so; ich erreiche meinen Leutnant noch. Dort treffen mich Steinsplitter am Arm, so daß ich mich im ersten Augenblick verwundet glaube, und dann fühle ich einen Schlag wie einen starken Faustthieb auf den Rücken. Das war der Schuß in den Tornister.

Wir wollen in eine Deckung, etwa 20 Meter weiter vor. Die Franzosen schießen bekanntlich in Feuerstößen; d. h. das Feuer schwillt plötzlich an, dann wieder ab, ja verstummt fast. Solch eine Pause benutze ich, über die Straße zu rennen. Von dort sehe ich halbrechts einen Graben, in dem die Leute untätig sind, glaube, es fehle an Führung; darum renne ich jetzt dorthin, stolpere und fliege lang hin und bleibe einen Augenblick liegen; dann mit ein paar Sätzen in einen nur Fuß tiefen Graben, wo ich merke, daß meine Nase vom Sturz blutet und mein Gewehr mit Sand verschmiert ist. Ich will mit einem blinden Schuß den Sand aus dem Rohr blasen; das Gewehr funktioniert aber nicht. So werfe ich es weg und angle mit dem Fuß nach dem eines Toten und erwische es auch bei völliger Rücksichtslosigkeit gegen meine Kleider. Es ist eben Gefecht. Bei nächster Gelegenheit laufe ich zum Schützengraben, der voll ist. Im nächsten Augenblick schaff ich mir, hineinspringend, Platz und werde sehr unfreundlich aufgenommen, da ich am Mantel kein Abzeichen habe und ein Gewehr trage. Als sie merken, daß ich Feldwebel bin — ein bekannter Unteroffizier redet mich an — sind sie zufrieden. Jetzt sehe ich, daß ich in ein Trüppchen mit tadelloser Ordnung gekommen bin. Die beiden Unteroffiziere, deren einer das Kreuz hat, haben ihre Leute in der Hand und sparen absichtlich ihre Patronen, wissen wir doch nicht, ob wir nicht drei Tage damit reichen müssen.

Ich werde nun der Zugführer über dies Trüppchen, wir suchen uns unser Spezialziel heraus aus den feindlichen Linien, feuern aber nur selten und unter sorgfältiger Beobachtung. Auch der Feind schießt zeitweise überhaupt nicht, aber man sieht mit dem Glase Erde über die Böschung seines Grabens fliegen; er schanzt. Auch wir arbeiten unsre Gräben etwas aus, so daß wir mehr Ellbogenfreiheit haben. Dabei finde ich Gelegenheit, Losung und Sonntagsevangelium zu lesen. Viele essen. Ich verteile mein Franzosenbrot an die Hungrigsten und teile mit drei anderen meine zweite Konservenbüchse. Solches Konservenfleisch ist kalt schwer verdaulich, was in dieser Lage gut ist, denn es läßt nicht so bald wieder Hungergefühl entstehen. Inzwischen bekommen wir immer häufiger Schüsse von halbrechts, die auch die Krone unseres Walls durchschlagen, aber niemand verletzen. Rechts wird lebhaft geschossen. Regiment 102 kommt dort an. Dahin sind wir also gedeckt, aber nach links nicht.

Um 3 etwa befeuerte uns Artillerie. Dicht über den Graben sausen die Eisengeschosse, explodieren mit einem Knall und Luftdruck, den man oft wie einen Schlag auf die Brust empfindet; andere platzen oben und jagen sausend Blei und Eisen durch die Luft. Es ist eine Höllenmusik. —

Ein kleines Büdchen am Weg wie bei uns die elektrischen Verteilerhäuschen, vielleicht eine Kapelle, wird mehrmals getroffen und ist ein Trümmerhaufen,



Der Kaffer im Kriegsschmuck.

in dem Verwundete wimmern, während dahinter drei Gefangene mit Wache kauern. Wir hocken im Graben, hören den rasenden Lärm über uns, atmen den üblen, etwas an Siegellack erinnernden Geruch der Sprengwolken, und ich — sehe im Geist einen sauber gedeckten Kaffeetisch mit Blumen, die Hängelampe glänzt darüber, Vater erzählt, die Schwestern bieten Kaffee an und lachen, es ist alles so fröhlich, ruhig, es ist Friede. Ach wie sehne ich mich nach Frieden! Hier konnte der nächste Augenblick einen gräßlichen Tod bringen. Hier wie vorher im Kreuzfeuer neben dem Leutnant habe ich viel gebetet und Gott mein Leben in die Hand gegeben.

Erleichterung brachte unsere Artillerie, die den Gegner mit Schrappnells bestreute. Und dann kam die so beliebte schwere Artillerie. Rauschend wie ein Zug leerer Wagen auf einem abschüssigen Feldbahn-

gleis oder wie ein ferner Schnellzug kamen die „Arbeiterzüge“ und schlugen in die feindliche Stellung. Die Explosionen waren furchtbar; hohe, überhaushohe schwarze Wolken flogen auf, und man sah Erdklumpen und Steine aufwäts spritzen. Wo die einschlagen, muß es entsetzlich sein, und mit einem leisem Grauen neben großer Befriedigung, sahen wir dem Schauspiel zu und schossen nach den Franzosen, die aus ihrem Graben flüchteten. Die moralische Wirkung mag dabei größer gewesen sein, als die tatsächliche, denn man treffe einmal genau in einen Graben von ½ bis 1 Meter Breite auf etwa drei oder mehr Kilometer Entfernung! —

Als es dunkel wurde, hörte das Feuer auf, und sofort wimmelte die Straße und Umgebung von Leuten, die in den Tornistern der Gefallenen nach der eisernen Portion suchten und Zeltbahnen abschnallten. Daher sah es wüst aus. Tote in merkwürdigen Stellungen, offene Tornister, Wäsche und Briefe als weiße Flecke auf der Straße, die mit großen und kleinen Zweigen bedeckt war, die das Feuer heruntergerissen hatte. Zuweilen brach wieder Feuer los. Dann deckte man sich.

In der Nacht hielten wir uns so in den Gräben, und da wir nun erfuhren, daß wir zurück sollten, wurden die Verwundeten weggetragen, Gewehre und die massenweise uns abends nachgelieferten Patronen zusamengepackt. — Um ½2 Uhr nachts feuerte wieder die schwere Artillerie, hörte aber etwas vor 2 auf, sodaß der Gegner unsern für 2 Uhr befohlenen Abmarsch doch bemerkte. Ich war ganz hinten, schleppte einen bisher totgeglaubten Verwundeten. Als wir von rechts Feuer bekamen, drängte alles nach links, und wir hätten uns sofort im dichten Nebel verirrt, wenn der große Bär mir nicht den Weg gewiesen hätte.

Leider waren manche Kameraden links von uns so unverständig „Nicht schießen! 103!“ zu rufen in der törichten Annahme, daß Kameraden von hinten in unsere Rückzugslinie schössen. Ich hielt auf größte Lautlosigkeit und kam so aus der Bahn der nach unsern rufenden Kameraden gefeuerten Geschosse einigermaßen heraus. Aber bis zum rettenden Walde pfiffen Geschosse, und meine Leutchen hätten nicht üble Lust gehabt, ohne den Schwerverwundeten auszureißen; aber es ging. — Da war ich seit langer Zeit wieder mal in Schweiß und wir alle total erschöpft. Aber sofort sollte ich die Kompagnie sammeln und in eine neue Stellung rücken. Dorthin kam ich mit 10 Mann, die dann bald 40 wurden und bis zum Abend etwa 100 waren. Vorher hatte die Kompagnie 160—180. Der Zweck des Ganzen, den Abmarsch der gegnerischen Macht auf einen wichtigen Punkt zu verhindern, war erreicht.

Es war eine schwere Nacht und die zweite schlaflose. Als ich infolgedessen Montag recht matt war, brachte die Post einen Gruß. Das war eine Freude! Meine im Tornister durchschossenen Briefsachen schicke ich nach Hause. Herzliche Grüße

Heinrich.

* * *

Br. Heinrich Wurr und sein Bruder Konrad haben am 23. Oktober ihre „Heimat“, d. h. die Erdhöhlen, in denen sie fünf Wochen gehaust hatten, verlassen und anderswo von einem anderen Regiment verlassene schlechtere Schützengräben bezogen, bei denen es erst großes „Reinemachen“ gab. Als sie ihr Gelände verlassen hatten, waren sie entzückt, herbstliche Bäume, hügliges Gelände und in einem Dorf sogar „ein Kind“ zu sehen. Das haben sie angestaunt und das Kind wahrscheinlich die bärtigen, braunen, schmutzigen Soldaten.

Nachwort und Weihnachtswunsch.

Und damit nehmen wir für heut Abschied von Br. H. Wurr und gratulieren ihm nur noch zum wohlverdienten Empfang des eisernen Kreuzes. Wir wollen es ihm und all den anderen Soldaten aus unserem Kreise versprechen, daß wir ihrer in treuer Fürbitte gedenken. Vor allem in der jetzt anbrechenden Advents- und Weihnachtszeit. Diese wolle ihnen und uns der Herr besonders segnen. Gerade weil sie in eine so böse Kriegszeit fällt. Wie redet doch der Herr, unser Gott, durch die Not dieses ebenso schrecklichen als großen Jahres 1914 so ernst und eindringlich zu uns! Sollten wir da nicht auf seine Stimme hören?



Rätsel.

Beliebt ist's in der Suppe sehr,
Auch prüft's so mancher Redakteur;
Ein Zeichen anders nur im Wort,
Dann ist's ein sehr gesunder Sport.

Universum.

Lösungen der Rätsel 1914.

In Nr. 1: Gnadental. Nr. 2: Stift. Nr. 3: Wecken. Nr. 5: Lauge, Lüge, Lage, Loge. Nr. 6: Einschlagen. Nr. 7: Salzkammergut. Nr. 8: Nahe. Nr. 9: Schnepfen, Schnupfen. Nr. 11: Auffatz, Aussatz. Nr. 12: Einlauf, Eislauf.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.